UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

LG
H91964

Ansichten

über

Aesthetik und Literatur

von

Wilhelm von Humboldt.

Seine Briefe an Christian Gottfried Körner.
(1793–1830.)

Herausgegeben
von

F. Jonas.

102624
21/6/1

Berlin 1880.
Verlag von L. Schleiermacher.
(Leipzigerstraße 109.)

Vorwort.

Es ist bekannt, wie freudig und dankbar Göthe es empfunden hat, daß er durch den Freundschaftsverkehr mit Schiller zugleich auch Schillers Freunde Wilhelm von Humboldt und Christian Gottfried Körner zu Freunden gewonnen hatte. Auch W. v. Humboldt und Körner traten mit einander in nahe Freundschaftsbeziehungen. Nicht nur die gemeinsame Liebe und Verehrung zu Schiller und die gleiche persönliche Theilnahme an seiner schriftstellerischen Thätigkeit war das Band, das seine Freunde auch untereinander verknüpfte, sondern mehr noch die gemeinsamen geistigen Interessen und besonders das gleich rege Streben, eine Kenntniß des Menschen im ganzen Umfang seiner geistigen Entwicklung zu gewinnen und die Principien seiner Bildung in ihrem vollen Zusammenhange zu ergründen. Trotz der Verschiedenheit ihrer Naturen und Gaben, ihrer Verhältnisse und Wirkungskreise hielt sie „der Umgang in Ideen", den Humboldt als seinen höchsten Genuß bezeichnete, wie im leben-

digen mündlichen Gespräche, so auch in der Ferne durch ihre Briefe auf das Engste verbunden. Denn wie Humboldt als charakteristisch für Schiller rühmt, daß in einem höheren und prägnanteren Sinne, als vielleicht je bei einem Andern, der Gedanke das Element seines Lebens gewesen, daß ihm anhaltend selbstthätige Beschäftigung als Erholung, nicht als Anstrengung gegolten habe, so kann Aehnliches mit gutem Rechte auch als charakteristisch für Schillers Freunde gelten. Wen er sich zum Freunde erwählte, der mußte die Fähigkeit und die Begierde haben, das Gemeine hinter sich zu lassen, die Angst des Irdischen von sich zu werfen, und mit ihm aus dem engen, dumpfen Leben in des Ideales Reich zu fliehen.

Daher sind auch die Briefe aus diesem Freundeskreise so hervorragend reich an Ideengehalt, während sie das äußere Leben der Freunde und die allgemeinen Weltverhältnisse nur wenig berühren. Nicht Erzählungen von Erlebnissen und Begebenheiten machen den Inhalt ihrer Briefe aus, sondern es galt, gerade um die einzelnen Erscheinungen des Lebens erst richtig aufzufassen, von dem Einzelnen zum Allgemeinen aufzusteigen und von der Sinnenwelt zu den Ideen sich zu erheben. So sind in den Briefen aus diesem Kreise Ansichten über Aesthetik und Literatur in solcher Fülle und zugleich von solchem Gehalte niedergelegt worden, daß sie für den Forscher eine unerschöpfliche

Fundgrube grundlegender Gedanken über das Schöne und die Kunst abgeben, und allen gebildeten Lesern immer von Neuem reiche innere Anregung zu bieten vermögen.

Darnach bedarf es wohl keiner weiteren Rechtfertigung, wenn ich die nachfolgenden Briefe Wilhelm von Humboldts an Körner als Ergänzung der bereits veröffentlichten Briefwechsel Göthes und Schillers, beider mit Humboldt und Schillers mit Körner in die Oeffentlichkeit gebe. Möge man doch aus dem Gefühl einer gewissen Uebersättigung an gedruckten Briefen, nicht die Wichtigkeit wirklich bedeutsamer Briefsammlungen unterschätzen! Und die vorliegenden Briefe Humboldts sind in der That von hoher Bedeutung, auch wenn sie selbstverständlich nach der Veröffentlichung jener oben genannten Briefwechsel aus demselben Freundeskreise nicht überall Neues bieten. Denn wenn schon manche Bestätigungen und Ergänzungen früherer Nachrichten, die das äußere Leben der Freunde und ihre Arbeiten betreffen, nicht ohne Werth sind, und wenn schon manches neue Urtheil Humboldts auf dem Gebiete der Aesthetik und Literatur, zumal über die Werke Göthes und Schillers sicherlich neue Anregung geben wird, — „unendlich wichtiger und reizender ist es", um mit Humboldts geistvollem Biographen Haym zu sprechen, auch durch diese Briefe wieder „in die wunderbare Individualität Humboldts

und sein inneres Sein" von Neuem tiefer und sicherer einblicken zu können.

Die Kenntniß der Briefe danke ich dem gütigen Wohlwollen und Vertrauen der Tochter Wilhelm v. Humboldts, der Frau Staatsminister v. Bülow. Denn als ich zur Gewinnung der nöthigen Materialien für eine Biographie Christian Gottfried Körners, die ich zu schreiben mir vorgesetzt, mich vor einiger Zeit an Fr. v. Bülow mit der Anfrage gewandt hatte, ob etwa im Schlosse zu Tegel die Briefe Körners an Wilhelm v. Humboldt aufbewahrt würden, lautete die gütige Antwort dahin, daß zwar Briefe Körners an Humboldt sich nicht gefunden hätten, daß aber mit zwei Briefen Körners an Frau v. Humboldt die sämmtlichen Briefe Humboldts an Körner zu meiner Verfügung ständen, welche Frau Körner laut des unten im Anhang abgedruckten Briefes derselben vom 29. September 1831 nach dem Tode ihres Mannes an Humboldt zum Andenken zurückgesandt hatte. Ich verfehle nicht, auch an dieser Stelle für die freundliche Bereitwilligkeit Ihrer Excellenz meinen gehorsamen Dank auszusprechen.

Amtliche Arbeiten und anderweitige persönliche Verhältnisse ließen mich, nachdem die Abschrift beendigt war, lange nicht zur abschließenden Arbeit in diesen Papieren kommen. Aber je öfter ich sie wiederum vornahm, um so fester wurde mein Entschluß, die

Briefe selbständig zu veröffentlichen. Bedauerlich ist, daß Körners Briefe an Humboldt mir nicht zugleich vorliegen. Ich habe bisher vergeblich nach ihnen geforscht. Weder Herr Ullrich, der Pflegesohn Körners, noch Herr Dr. Peschel, der Director des Körnermuseums in Dresden, noch der bekannte Autographensammler Herr Künzel in Leipzig konnten mir über den Verbleib derselben Auskunft geben. Doch danke ich dem letztgenannten Herrn die Mittheilung des Originalbriefes Humboldts an Körner vom 1. Dezember 1830, der in meinen Besitz übergegangen ist, sowie ich ferner die Zahl der Briefe im Anhange durch Humboldts Brief an Frau Körner vom 14. Mai 1831 vermehren durfte, der im Original in G. Partheys hinterlassener Autographensammlung aufbewahrt ist. Veröffentlicht war bisher meines Wissens nur der eine Brief Humboldts an Körner vom 26. Januar 1811 in Dietzmanns bekanntem Buche: „Aus Weimars Glanzzeit".

Die Briefe Humboldts an Körner scheinen nunmehr fast vollzählig vorzuliegen. Ich vermuthe wenigstens, daß höchstens drei Briefe verloren sind, nämlich wahrscheinlich einer vor Nummer 11, ein zweiter vor Nummer 18 und der dritte vor Nummer 35. Die hier veröffentlichten Briefe stimmen genau mit den Originalen überein. Nur einige Stellen waren bereits in diesen unleserlich gemacht, und hin und

wieder lag der Anfang oder das Ende eines Briefes mir nicht mit vor. Jede derartige Lücke habe ich unter dem Texte angemerkt. Außerdem habe ich durch doppelte Gedankenstriche die wenigen Lücken gekennzeichnet, wo ich selbst völlig gleichgiltige Sätze für den Druck gestrichen habe. Offenbare Schreibfehler habe ich stillschweigend verbessert und Abkürzungen meist ergänzt. In der Orthographie folgte ich den Originalbriefen, doch lagen mir diese selbst beim Drucke nicht mehr vor. In allem Wesentlichen denke ich für die Treue meiner Abschriften bürgen zu können, obgleich es nicht an allen Stellen leicht war, Humboldts Handschrift zu entziffern. So habe ich die Zeichen für ſ, ß, ſſ nicht überall sicher unterscheiden können. Der Gleichmäßigkeit halber habe ich überall die deutschen Buchstaben eingesetzt, während Humboldt den Brief vom 30. Mai 1800 und sonst Ortsnamen, Angaben von Adressen und Aehnliches öfters mit lateinischer Schrift geschrieben hat. Die Briefe aus dem Jahre 1830 sind sämmtlich von einem Schreiber geschrieben. Humboldts eigenhändige Unterzeichnungen werde ich durch Klammern kennzeichnen. Die wenigen eckigen Klammern bedeuten Zusätze des Herausgebers.

In Betreff des Lebens Humboldts verweise ich auf die trefflichen biographischen Werke Schlesiers und Hayms. Weniger gut sind wir bisher über Körners Leben unterrichtet. Doch bietet Adolf Wolffs Buch:

„Theodor Körners Leben und Briefwechsel. Nebst Mittheilungen über die Familie Körner“ wenigstens über das äußere Leben Christian Gottfried Körners schätzbare Materialien. Ich habe bei der Herausgabe dieser Briefe geglaubt sie für sich selbst wirken lassen zu können und zu sollen und im Interesse der Verbreitung dieses Büchelchens dasselbe nicht mit einer ausführlichen Einleitung beschwert. Dem einsichtigen Leser wird aus den Briefen neben dem Reichthum des Humboldtschen Geistes auch die Tüchtigkeit und Lauterkeit des wackeren Körner aufs Neue erkennbar werden. Auch die wenigen Anmerkungen, die ich, um sie dem Leser nicht aufzudrängen, hinter dem Text zusammengestellt habe, sollen in keiner Weise den Anspruch auf einen vollständigen Commentar machen. Mögen vielmehr viele Andere mit mir sich der Briefe freuen und nach allen Richtungen hin dieselben zu würdigen und zu verarbeiten suchen; das wäre mir die erwünschteste Folge meiner Veröffentlichung derselben.

Im Sommer 1879.

Jonas.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	V — XI
Briefe W. v. Humboldts an Chrstn. Gottfr. Körner	1 — 159
Briefe Körners an Frau v. Humboldt	163—166
Brief W. v. Humboldts an Frau Körner . .	166—167
Brief der Frau Körner an W. von Humboldt	168
Anmerkungen des Herausgebers	171—186
Namensverzeichniß zu den Briefen	187—190

Briefe

Wilhelm von Humboldts

an

Christian Gottfried Körner.

1.

Burg Oerner, 27. Oktober 1793.

Als wir den letzten Abend unseres Aufenthalts in Dresden bei Graf Geßler zusammen waren, erlaubten Sie mir Ihnen zu schreiben, und wenn wir gleich damals unser Schreiben auf die Bedingung irgend etwas Wichtigen, was wir einander zu sagen hätten, beschränkten, so verzeihen Sie mir ja wohl, wenn ich auch ohne eine solche bestimmte Veranlassung gern eine Gelegenheit suche, Ihnen zu sagen, welche innige Freude mir Ihre Bekanntschaft gewährt hat und wie herzlich ich Ihnen für alle die unverdiente, gütige Freundschaft danke, die Sie mir während der wenigen Wochen erwiesen, die ich das Glück Ihres Umganges genoß. Gewiß hat Sie eigene Erfahrung selbst belehrt, welch ein seltener Reisegenuß es ist, auf ausgezeichnet interessante Menschen zu stoßen, und ich brauche Ihnen wohl nicht zu versichern, welch eine wohlthätige Erscheinung mir Ihr Haus war. Ich bin vielmehr gern zufrieden, wenn Ihnen nur mein wiederholtes, vertrauliches Kommen nicht zu häufige Beweise davon gegeben hat. Allein das Interesse, das mich an Sie

und die Ihrigen band, war zu vielfach, als daß ich es mir selbst hätte verzeihen können, wenn ich mir nicht einen so schönen Genuß ganz so oft gegönnt hätte, als Ihre Güte es nur immer verstattete. Die Ideen, welche den gewöhnlichen Gegenstand unseres Gesprächs ausmachten, und über die mir Ihr Raisonnement so oft mehr Licht und immer eine treffliche Richtung zum eignen weiteren Nachdenken gab — ich meyne die ästhetischen — haben mich seitdem unaufhörlich beschäftigt, und dürften es freilich noch sehr lange, da es wohl nicht leicht möglich ist, sie unausgemacht zu verlassen. Ich habe seit meiner Rückkunft alle Kantische kritische Schriften von neuem von einem Ende bis zum andern durchgelesen (weil diese Schriften doch einmal der Codex sind, den man nie in philosophischen Angelegenheiten, so wenig als das Corpus juris in juristischen, aus der Hand legen darf) und ich danke diesem neuen Durchlesen wiederum sehr viel. Alle Zweifel, die ich sonst wohl gegen die Kritik der reinen Vernunft, selbst gegen die beiden moralischen Werke hatte, sind mir jetzt rein verschwunden, allein an der Kritik der Urtheilskraft glaube ich von neuem eine gewisse, ich möchte sagen, Flüchtigkeit bemerkt zu haben, die nicht bloß Berichtigungen einzelner Sätze, sondern, was das Wichtigste sein würde, Erweiterungen des ganzen Systems erlaubte. Die Hauptfrage bei aller Untersuchung über die ersten Gründe unserer ästhetischen Urtheile bleibt nemlich immer die, ob das Schöne sich durch Begriffe objektiv bestimmen lasse?

oder nicht? Im letzten Fall, den Kant annimmt, ist aller Versuch zu einer durch Regeln gesetzgebenden Aesthetik vergeblich, und dieß macht freilich schon an sich für das Erstere geneigt. In Absicht dessen aber scheint es wieder ganz offenbar, daß das Wohlgefallen an Schönheit weder durch Begriffe erregt werde, noch auch seinen Gegenstand als einen schönen, durch bestimmte Begriffe zu schildern im Stande sey. Indeß bliebe es doch vielleicht möglich, diejenigen Begriffe oder Ideen (im Kantischen Sinne des Worts) zu bestimmen, welche in der Seele zugleich mit dem Wohlgefallen an Schönheit rege werden, Begriffe, die der Gegenstand nicht (wie logische) hervorbrächte, sondern deren Regewerdung (wenn ich so sagen darf) er nur veranlaßte. Nun giebt es eine Stelle in der Kritik der Urtheilskraft, welche sehr hierher zu führen scheint. Kant sagt nemlich dort (S. 144), „der Geschmack enthält ein Princip der Subsumtion; aber nicht der Anschauungen unter Begriffe, sondern des Vermögens der Anschauungen (der Einbildungskraft) unter das Vermögen der Begriffe (den Verstand) u. s. f." Sobald aber der Verstand thätig wird, wird er es durch seine Begriffe, die Kategorieen. Ich kann mir daher das freie Spiel der Einbildungskraft und des Verstandes in ihrer Uebereinstimmung (ein Ausdruck, den Kant oft braucht) nicht anders als dergestalt denken, daß einerseits die Einbildungskraft die sinnliche Form des Gegenstandes darstellt, und andrerseits der Verstand mit seinen Kategorieen auftritt

und nun zwischen beiden eine Uebereinstimmung antrifft, von der er sich keine Rechenschaft durch Begriffe geben kann, indem sich wohl erklären läßt, wie das Mannigfaltige einer Anschauung in einen Begriff verbunden werden kann, nicht aber wie ein reiner Verstandesbegriff sich in der Anschauung gleichsam darzustellen vermag, und indem diese Uebereinstimmung auf das übersinnliche Substrat hindeutet, das allem Schönen zum Grunde liegt. Insofern nun der schöne Gegenstand die den Kategorieen zum Grunde liegenden Begriffe rege macht, insofern kann man sie ihm selbst als Eigenschaften beilegen und so z. B. in der Bildhauerei die Regel aufstellen, eine schöne Vase muß Einheit haben. Allein im Grunde heißt diese Regel bloß: eine schöne Vase muß von der Art seyn, daß auf ihre Darstellung in der Einbildungskraft der Begriff der Einheit im Verstande rege werde. Wie dieß zu machen sey, läßt sich nicht weiter vorschreiben, noch daß es sey oder nicht sey, mit Worten beweisen. Ich überlasse es Ihnen die Richtigkeit dieses Raisonnements zu prüfen. Erlauben Sie mir nur noch, einige empfehlende Gründe (um deren willen ich — wenn man sich in philosophischen Dingen so ausdrücken dürfte — wünschte, daß es mehr seyn möchten) hinzuzusetzen. Schönheit ist, wenn nicht das Höchste, so doch das menschlichste Gefühl des Menschen. Nun aber ist das Höchste, was der intellektuelle Mensch denken kann: die vielen reinen Verstandesbegriffe mit untergelegtem Stoffe und das, dessen der sinnliche

Mensch nie entbehren kann, die sinnliche Anschauung. Beides aber ist in keiner mir bekannten Erklärung der Schönheit so eng verknüpft, als in der eben vorgetragenen. Nach ihr wird auch das Gefühl der Schönheit weder eine Wirkung der theoretischen noch der praktischen Vernunft, sondern vielmehr des gesammten Vernunftvermögens überhaupt, und ist nun eigentlich das, was alle menschliche Kraft erst in Eins verknüpft. Dieß ist nun eigentlich der Gesichtspunkt, von dem für mich diese Untersuchungen das meiste Interesse erhalten, da ich so sehr wünschte, endlich einmal die Kenntniß des Menschen und die Principien seiner Bildung in ihrem ganzen Zusammenhange behandelt zu sehen. Denn so lange es an einer solchen Zusammenstellung fehlt, muß es auch allem Raisonnement über praktische, sich auf die Bildung des Menschen beziehende Dinge an einem sichern und festen Grunde mangeln. — Aber Sie werden an diesem Vorschmack der Aesthetik genug haben, lieber Freund, und ich vergesse darüber, Ihnen noch ein Wort von unsrer Rückreise zu sagen.

Wir hatten noch zwei sehr angenehme Tage in Leipzig, wo wir in Geßlers Gesellschaft sehr vergnügt waren. Wir haben dort auch Ihren Freund, Herrn Kunze kennen gelernt und einen Abend mit ihm und dem Deklamator Schocher zugebracht. Desto trauriger aber war unsere Rückreise von Leipzig und in völlig gemüthlicher Ruhe sind wir jetzt erst seit acht Tagen auf einem ziemlich einsamen Landgut. Für die Ein-

samkeit entschädigt es uns durch die Ruhe, welche es unsrem häuslichen Leben und den Studien verschafft, und so werden wir, hoffe ich, einige Wintermonate hier recht vergnügt zubringen.

Von Schillers haben wir noch gar keine Nachrichten hier gehabt. Hörten Sie seitdem von Ihnen?

Empfehlen Sie uns auf das angelegentlichste dem freundschaftlichen Andenken Ihrer Frau Gemahlin und Demoiselle Schwägerin und danken Sie Ihnen in unsrem Namen recht innig für alle Güte und Gefälligkeit, die Sie uns in Dresden erwiesen haben, und wenn Ihnen eine halbe Stunde übrig bleibt: so bitte ich Sie recht sehr, uns ein Wort von Ihnen und Ihrem Befinden zu sagen. Bis dahin leben Sie wohl, und erhalten Sie mir Ihr gütiges Andenken! Meine Frau trägt mir tausend Empfehlungen an Sie alle auf.

Humboldt.

— — Die Adresse hierher ist Burg Oerner p. Eisleben.

2.

8. November 1795.

Ich hatte, lieber Freund, einen Brief an Sie angefangen, und war im besten Schreiben, als unerwartet zwei Menschen ins Zimmer traten, die ich den Abend behalten mußte. Im Anfange des Gesprächs war ich noch immer in Gedanken bei dem

Brief, in Ideen von Schönheit und Kunst, und machte Pläne, den Herren eine Viertelstunde abzustehlen, mein Blatt zu endigen. Als ich so fortträumte und Ja und Nein antwortete, weckte mich mit einemmale der eine durch die förmliche Erklärung, „daß seine Hauptneigung aufs Rindvieh gerichtet sey“. Seit dieser Phrase sah ich nun die Unmöglichkeit, meinen Brief zu endigen, und hielt es auch für Unrecht eine solche Passion nicht genauer zu untersuchen. — — Sobald mein sonderbarer Liebhaber wieder fort ist, schreibe ich weiter und Sie erhalten es mit nächster Post. So lange leben Sie recht wohl. Adieu!

Humboldt.

Adresse: Herrn
Oberappellationsrath Körner
Wohlgeb.
in
Dresden.
frei

3.

Burg Oerner, 19. November 1795.

Sie werden mit der letzten Post einen Brief von mir erwartet haben, theurer Freund, aber es war nicht ganz meine Schuld, daß ich Ihre Erwartung täuschte. Gleich den Tag nach dem sonderbaren Besuch, der mich im Schreiben an Sie störte, fieng meine Frau an, an Zahnweh und Flusse in der einen Seite des Kopfes

zu kranken, und diese Unpäßlichkeit, die mitunter sehr schmerzhaft wurde und die Patientin das Bett zu hüten nöthigte, hat bald stärker bald schwächer bis jetzt fortgedauert. Selbst jetzt hat sie noch nicht ganz aufgehört; indeß ist es doch schon ziemlich stark in der Besserung. Dieß und die Wirkung des fatalen Wetters auf meine eigene Stimmung hinderte mich an allen Beschäftigungen, denen man gern eine glückliche Stunde auswählt. Heute die Feder des abgerissenen Briefes wieder aufzunehmen, ist mir unmöglich, und ich kann Sie also nur damit trösten, daß Sie an dem Fragment nichts verlieren.

Ihr Brief hat mir eine herzliche und warlich unbeschreibliche Freude gemacht. Der Umgang in Ideen und noch dazu in der Ferne ist ein so seltener Genuß, und vielleicht gestattet gerade Ihnen Ihre Lage mehr Muße dazu, als sie Ihnen dieselbe leider zu größeren Werken versagt. An mir soll es sicherlich nicht liegen, und Sie dürfen nicht fürchten, daß ich sparsam im Briefschreiben seyn könnte.

Wohl haben Sie Recht, eine neue Schöpfung muß aus dem Chaos gesammelter Materialien hervorgehen und es wollte der gute Genius unsres Zeitalters, daß sie ihre Gestalt aus den Händen der Kunst empfange. Ordnen und Benutzen des Vielfachgesammelten ist das große Bedürfniß unsrer Zeiten, jeder der mannigfaltigen Arten der Thätigkeit, welche der Mensch zu üben gelernt hat, ihren wahren Werth bestimmen, und überhaupt das Verhältniß des Menschen zu den Ge-

genständen, die ihn umgeben, vollständig und präcis festsetzen. Denn es muß einem jeden eine auffallende Erscheinung sein, daß so große Aufklärung in der philosophischen Einsicht, so große Erweiterung in der historischen Kenntniß, so feine Ausbildung des Geschmackes endlich, in einigen Fächern der Kunst doch immer so todt und unfruchtbar bleibt, so wenig nur in die Denkungs- und fast gar nicht in die Handlungsweise übergeht, und daß ungeachtet dieser Schätze, unser Jahrhundert sich dennoch immer mehr durch das, was die Menschen wissen und bewirken, als durch das, was sie in sich selbst sind, auszeichnen wird. Erklärbar scheint mir diese Erscheinung allein durch die theils nicht hinlänglich beachtete, theils gemisleitete Bildung der Menschen, und von dieser Seite glaube ich daher auch, muß dem Uebel das Heilmittel gesucht werden. Es ist das fruchtbarste und schlechterdings reizendste Feld des Nachdenkens, den Menschen in dem ganzen Umfang seiner genießenden und wirkenden Kräfte erst empirisch-philosophisch [zu] betrachten, [zu] untersuchen, was eigentlich (welcher Grad der Kräfte in welchem Verhältniß?) Ideal der Menschheit genannt zu werden verdient? und welche Uebung der Kräfte diesem Ideale nähert? dann hiermit historisch die Menschen in verschiedenen Zeitaltern und Nationen [zu] vergleichen und den Zusammenhang der Weltbegebenheiten mit kritischem Auge zu verfolgen, um vielleicht daran die Gesetze auszuspähen, nach welchen das ewige Schicksal (doch wohl nur die eigenen den Wesen

inwohnenden und durch entgegengesetztes Kämpfen Vereinigung erstrebenden Kräfte der Dinge) die Menschen in ewig in sich zurückkehrenden Kreisen, oder Einem großen unendlichen Ziele zu (denn welcher Philosoph oder Geschichtsforscher hat dieß je, nur mit irgend einem Grade von Wahrscheinlichkeit entschieden?) führt. Zugleich ist unsere Zeit zu der Bearbeitung dieses Feldes, wie nie eine andere vorbereitet. Wir besitzen eine feste, auf streng bewiesenen Grundsätzen mit kritischer Genauigkeit aufgeführte Philosophie (denn wer kann diese Kriterien in der Kantischen verkennen) und verbinden damit auf der andern Seite die reichste Erfahrung über den Menschen, theils todte in geographischer, historischer, physischer Gelehrsamkeit, theils lebendige in den auf tausendfach verschiedene Art modificirten Verhältnissen der Menschenverbindung in unsern Zeiten. Dennoch ist dieß ganze Feld noch, einem systematischen Plane nach, gar nicht, und selbst theilweise nur wenig bearbeitet. Von der Theorie der Bildung des Menschen existirt höchstens eine Theorie der Erziehung und Gesetzgebung, aber keine der Religion (die es doch wohl auch der Mühe werth wäre zu untersuchen, was man durch Religion bewirken könne und müsse?), keine (was doch das wichtigste von allem wäre) der Bildung durch Leben und Umgang, endlich was das Schlimmste ist und selbst das, was wir besitzen schwankend macht, keine der allgemeinen Grundsätze, von denen Erziehung und Gesetzgebung selbst nur einzelne Anwendungen an die Hand giebt.

Endlich fehlt freilich nicht dem Titel, aber wohl dem Geiste nach eine philosophische Geschichte der Menschheit. Ich glaube gern, daß wenn auch diese Mängel anerkannt, wenn ihnen schon (theoretisch) abgeholfen wäre, darum auch die moralische Reform nicht gleich unmittelbar erfolgen wird; aber es wäre doch immer eine große Brücke in der Encyklopädie unserer Wissenschaften ausgefüllt, und wenn gleich die praktische Verbesserung immer, durch Zufall und Gefühl geleitet, ihren Weg fortgehet, so kann man doch kaum absichtlich an derselben arbeiten, ohne auf einer festen Theorie zu fußen. Mir wenigstens würde der Mangel einer solchen festen Theorie in mir selbst, wenn ich praktische Wirksamkeit hätte, alles Alte unantastbar heilig machen. Die leichtere Art diesen Früchten der Erkenntniß beizukommen, ist das Studium der Geschichte, und darum habe ich mir jetzt so vorzüglich das der Griechen gewählt. Insofern dieser Gesichtspunkt auch Ihnen wichtig scheint, mögen Ihre gütigen Erwartungen von diesem Studium gerecht seyn, aber weiter nicht. Die Kunst aus Faktis Philosophie zu ziehen, ist unendlichen Schwierigkeiten unterworfen, und Schwierigkeiten, die einen skeptischen Kopf, wie ich in hohem Grade bin, beinah zur Verzweiflung zu bringen vermögen. Daß ich gerade das Studium der Griechen wählte, davon erlauben Sie mir nun noch, Ihnen einige Gründe hinzuzufügen. Meiner und gewiß auch Ihrer Ueberzeugung nach, fehlt unserm Zeitalter gerade Bildung des Geschmackes, oder noch rich-

tiger Einfluß eines gebildeten Geschmackes auf die raisonnirenden und handelnden Kräfte. Welche Nation aber verdiente das angestrengte Studium, als die, welcher gerade diese Herrschaft des ästhetischen Sinnes eine so bewunderungswürdige Charaktereinheit gab? Zwar glaube ich nicht, daß man streben sollte, diese Einheit gerade wieder hervorzubringen. Wir stehen wieder auf einer andern und unstreitig einer höhern Stufe, wenigstens auf einer, die uns höher führen kann. Denn offenbar sind wir im Werden. Die so nothwendige Einheit des Charakters nemlich hat, glaube ich, mehrere Stufen von höherer und niederer Würde. Ich möchte die Klassen so abtheilen. 1) Einheit durch Herrschaft körperlicher Sinnlichkeit. — Einheit durch Rohheit — bei allen barbarischen Völkern. 2) Einheit der ästhetischen Kräfte — bei den Griechen. — Mit dieser verbindet sich in spekulativen Köpfen eine Einheit durch Vernunft — bei Platon. 3) Mangel an Einheit durch große Ausbildung des Verstandes. 4) Die höchste Einheit hervorgehend aus jenem Mangel. Die Ausbildung des Verstandes bringt Ausbildung der praktischen Vernunft hervor. Diese fodert Vollkommenheit, gleichsam als den Inhalt des formellen Gesetzes. Die Vollkommenheit [fordert] Einheit der Kräfte, aber nicht Einheit durch Alleinherrschaft Einer, sondern durch gleichen Regierungsantheil jeder. Dieß zu erreichen, wendet sich die praktische Vernunft an die Richterin aller menschlichen Kräfte, die Reflexion. So entsteht Einheit der Reflexion,

als das Unerreichte, dem wir nachstreben müssen. — Doch so viel für heute. Ich bin in mein Lieblingsfach gerathen. Ich habe Ihnen den ganzen Umfang der Ideen vorgezeichnet, die mir die theuersten sind. Sind sie Ihnen auch lieb, so warten meiner große Genüsse. — —

Graf Geßler grüßen Sie doch vielmals von mir, und fragen ihn, ob er meinen Brief aus Auleben empfangen?

Meine Frau und ich empfehlen uns Ihnen und den Ihrigen. Leben Sie recht wohl. Ihr

Humboldt.

4.

Burg Oerner, 15. Januar 1794.

Nicht Sie, liebster Freund, bedürfen einer Entschuldigung, wohl aber ich. Wie Sie Ihre Arbeiten von selbst rechtfertigen, so klagt mich meine Muße an. Indeß bin ich dießmal doch unschuldig. Ich verreiste, wenige Tage nach Empfang Ihres Briefes nach Halle, wo ich mit Wolf vielerlei, das meine philosophischen Beschäftigungen betraf, abzumachen hatte, und dieß, verbunden mit andern zufälligen Umständen, verspätete meine Antwort, so daß Sie nicht von diesem male auf andre schließen dürfen.

Ihr inhaltvoller Brief hat mein Nachdenken lang

und anhaltend beschäftigt. Ich habe dazu unsre Gespräche in Dresden zurückgerufen, und Ihre Meynung so vollständig und klar, als möglich zu fassen gesucht. Daß es mir ganz gelungen ist, kann ich nicht sagen, woran vielleicht einestheils Kürze des Ausdrucks in Ihrem Briefe, andrentheils meine bisherige, von der Ihrigen freilich sehr abweichende Vorstellungsart Schuld ist. In der Hauptsache hoffe ich indeß doch nicht zu irren. Ihr Bestreben, die Schönheit völlig objektiv zu bestimmen, die Eigenschaften zu entwickeln, durch welche der schöne Gegenstand gleichsam aus dem Reiche aller übrigen Dinge hervorspringt, und dadurch der Schönheit eine Unabhängigkeit zu sichern, auf welche sie bei keinem andern Systeme Anspruch machen kann, indem sie bei keinem andren so ganz dem schönen Gegenstande geeignet wird, ist mir immer überaus interessant gewesen. Es entspringt so offenbar aus einer noch höheren Achtung der Schönheit, und führt ebenso wieder auf dieselbe zurück, und die leblose Natur sogar scheint sich — verfolgt man diese Idee — freier und selbstständiger dem Ideale zu nähern, dessen Aehnlichkeit ihr eigentlich den Stempel der Schönheit aufdrückt. So sehr mich aber Ihre Theorie von dieser Seite reizt, so vergeblich habe ich doch bisher gesucht, mich von ihr zu überzeugen. Lassen Sie mich Ihren Sätzen einzeln folgen.

Das Erfahrungsurtheil, von dem Kant S. 145 redet und das Geschmacksurtheil scheinen mir doch wesentlich verschieden. Bei dem ersteren ist schlechter-

dings kein Gefühl nothwendig und unausbleiblich im Spiele, es sind bloße Wahrnehmungen, und nur unsre Vorstellungskraft ist thätig. Sobald ich aber Schönheit ausspreche, scheint mir auch die Vorstellung des Wohlgefallens unzertrennlich. Wo dieß Wohlgefallen fehlt, kann ich auch keine Schönheit entdecken, und wenn man bei der Uebereinstimmung eines Kunstwerks mit allen bekannten Schönheitsregeln und mit dem Geschmacke der Kenner, ein Kunstwerk dennoch ohne Lust ansieht, sagt man es ist schön, aber ich finde es nicht so, womit man genau genommen nichts weiter thut, als dem Urtheile anderer nachzusprechen. Auch ist der Fall doch wohl nicht gleich mit dem Gefühl der Moralität des Rechts. Fände jemand auch bloß an der Unmoralität und der Ungerechtigkeit Wohlgefallen, er muß dennoch eingestehen, daß eine tugendhafte Handlung tugendhaft, und eine lasterhafte lasterhaft ist. Aber wie wollen Sie den geschmacklosen zwingen, das Schöne schön, das Häßliche häßlich zu nennen? Gewiß nie anders, als nur durch allmähliche Verbesserung seines Geschmacks. So ist es also niemals hier, wie in jenen Fällen möglich, daß das Gefühl verstimmt seyn, und der Verstand richtig urtheilen kann. Allein dieß scheint mir nicht genug. Aus dem Wesen der Schönheit selbst möchte ich es zu beweisen wagen, daß das Wohlgefallen am Schönen nie (auch in den schnellsten und geheimsten Operationen der Seele) Begriffen folgt, welches doch immer (sobald wir uns genaue Rechenschaft geben wollen) nothwendig

wäre, wenn es ganz in Begriffe auflösbar seyn sollte. Alles Eigenthümliche des Schönheitsgefühls entspringt aus der Verknüpfung der denkenden und empfindenden Kräfte, und dieß würde gänzlich verschwinden, sobald es eine bloße Wirkung einer Operation unseres Vorstellungsvermögens auf unser Gefühl ist. Und müßte es nicht dazu werden, wenn die Schönheit ganz in objektiven Eigenschaften der Dinge besteht und die Wahrnehmung dieser das Gefühl jener hervorbrächte?

Die Kategorie, sagen Sie ferner, welche auf die Anschauung angewendet wird, ist die der Qualität. Aber sollte wohl die der Quantität, da doch die Schönheit Eins und ein Ganzes ist, die der Relation, da es von äußerem und innerem Zwange gleich fern seyn muß, dabeu nthätig bleiben?

Der Unterschied, den Sie zwischen Objekten machen, die geordnet, und solchen, die geschätzt seyn wollen, ist unstreitig sehr wichtig, und was Sie nachher vom Ideale sagen, vortrefflich. Allein Alles dieß, sollte ich meynen, könnte auch, wenn gleich nicht ganz bei der Kantischen Vorstellungsart, doch wenigstens bei der meinigen (von der ich gleich mehr sage) Statt finden. Ihre eigene Definition, daß die Objekte, wenn sie geschätzt werden, „aus zerstreut gegebenem Stoffe durch die Einbildungskraft zusammengesetzt werden", scheint mir mehr Subjektives in den Begriff der Schönheit zu bringen, als Ihre Theorie sonst zu erlauben scheint. Allein hier, gestehe ich, fand ich gerade die Dunkelheit, deren ich oben erwähnt, und ich muß Sie also um

gütige Nachsicht bitten, wenn ich auch im Vorigen Sie misverstand. Damit Sie doch aber ganz im Stande seyn mögen, meine Vorstellungsart nach der Ihrigen zu prüfen, so erlauben Sie mir über diese noch einige Worte.

Bei allen Untersuchungen über Schönheit, stelle ich mir dieselbe gern als ein Mittelwesen zwischen den vorstellenden und thierisch empfindenden Kräften vor. Sollte diese Manier auch sonst nichts Vorzügliches haben, so empfiehlt sie sich doch durch die Fruchtbarkeit ihrer Folgen. Wende ich sie auch hier an, so ist das bloße sinnliche Gefühl auf der einen Seite ein solches, das weder aus Begriffen entspringt, noch sich auch (wenn wir nemlich alles Schöne absondern) auf Begriffe zurückbringen läßt; auf der andern Seite das moralische ein solches, welches sich nicht bloß auf Begriffe zurückführen läßt, sondern auch aus solchen entspringt. Mit dem einen wie mit dem andern verwandt, wird also das Schönheitsgefühl zwar nicht aus Begriffen entspringen, aber dennoch eine Entwicklung in Begriffen erlauben, und hierin zweifle ich gerade an dem Kantischen System, das auch dieß nicht verstattet. Alles Schöne, dünkt mich nemlich, ist allein subjektiv, die Schönheit bloß in uns, und das Wesentliche derselben, eine moralische d. i. unsinnliche Idee sinnlich dargestellt. Diese Darstellung kann keine eigentlich abbildliche, und darf keine conventionelle noch allegorische seyn. Sie kann also in nichts Anderem bestehen, als darin, daß es gewisse Formen

(im weitläuftigsten Sinne des Wortes) gebe, bei welchen in der Seele die Vorstellung jener unsinnlichen Idee, als hier sinnlich dargestellt, entstehe. Wie dieß zugehe? Dieß eigentlich halte ich für das Unbegreifliche, das hinwegfallen würde, wenn die Schönheit sich als etwas ganz Objektives definiren ließe, dessen Verschwinden aber unmöglich ist. Indeß läßt sich dem Geheimniß auf eine doppelte Weise wenigstens näher kommen, und dieß gerade so weit, als die Bedürfnisse der Aesthetik es nothwendig machen. Es läßt sich nemlich 1) ganz genau und völlig befriedigend entwickeln, welche unsinnliche Idee wir sinnlich dargestellt suchen? (Dieß muß die Hauptuntersuchung bei dem Definiren der Schönheit und die Quelle aller ästhetischen Gesetze seyn.) 2) angeben, wie die sinnliche Form beschaffen seyn muß, um jene Idee hervorzurufen, allein dieß nur im Ganzen, mehr durch aufgestellte Ideale als bestimmte Regeln, und nie anders als durch das Gefühl und für dasselbe, so daß, ohne dieses, die Regel nicht bloß unanwendbar, sondern (für dieß Subjekt nemlich) auch ungültig wird. (Hier finden nun die einzelnen ästhetischen Regeln ihren Platz.) Nehme ich daher alles zusammen, so ist mehr nur die Stimmung der Seele bestimmbar, welche das Schöne empfindet, als die Beschaffenheit des Gegenstandes, welcher diese Empfindung hervorbringt, und wenn auch diese betrachtet wird, so geschieht es doch immer mehr nach der Art, wie sie uns schon selbst ästhetisch erscheint, als wie sie physisch ist. (So

reden wir von freiem Schwung der Linien, leichten Wendungen u. s. w.)

So habe ich nun meine Zweifel gegen diesen Theil des Kantischen Systems zu lösen versucht. Wie gern hörte ich hierüber recht bald Ihre Meynung, wie gern vorzüglich würde ich tiefer in Ihre Vorstellungsart, die mir, wenn ich sie mir gleich bis jetzt nicht eigen machen konnte, so interessant war, eingeweiht. — Ich verlasse, wenn das jetzt eingefallene Thauwetter mir nicht die Wege zu schlimm macht, Ende künftiger Woche das Land, und gehe erst auf 14 Tage nach Erfurt, dann nach Jena, wo wir bis zum Sommer bleiben. Wie schön wäre es, wenn Sie Ihrem alten Projekte folgten und im Frühjahr auch dorthin kämen! Meine Adresse ist für die nächsten drei Wochen: in Erfurt, bei dem Präsident v. Dacheröden, nachher in Jena, im Hause des Hofcommissarius Voigt. — —

Empfehlen Sie uns beide allen den Ihrigen. Meine Frau sagt Ihnen viel Freundschaftliches. Leben Sie wohl! Humboldt.

5.

Jena, 28. März 1794.

Wenn es Ihnen angenehm seyn mag, mir Ihre Ideen in ihrer rohen Gestalt, wie Sie Sich ausdrücken, mitzutheilen, so fühlen Sie, wie wohlthätig

es auf mich wirken muß, diesen die meinigen an die Seite zu stellen. Es ist in der That unglaublich, wie viel ich an Klarheit und Bestimmtheit meiner Begriffe über diese ersten Gründe aller Aesthetik, seitdem ich bei Ihnen in Dresden war, gewonnen habe, und ich fühle es lebhaft, daß ich es allein diesem Briefwechsel mit Ihnen verdanke. Daß unsre beiderseitige Vorstellungsweise so schnurstracks einander entgegengesetzt ist, und daß Sie mich mit systematischer Strenge in dem Wege erhielten, auf welchem die Untersuchung allein zu sicheren Resultaten gelangen kann, zwingt mich, mir von den ersten Gründen meiner Ideen Rechenschaft zu geben, und ich meyne, es ist keine täuschende Hoffnung, daß diese gemeinschaftliche Untersuchung uns am Ende ans Ziel führen wird. Ihr letzter Brief aber leistete noch mehr als seine Vorgänger. Er stellt — außer den Berichtigungen meiner Meynung — ein eigenes System auf, dessen Scharfsinn mich zugleich überrascht und entzückt hat, und es ist mir eine beruhigende Vorstellung für die Richtigkeit meiner eigenen Ideen, daß sie mich nicht veranlassen werden, dieß System eigentlich anzugreifen, sondern nur Sie zu fragen, ob Sie nicht dem Gange Ihrer Ideen bloß eine andre Richtung geben wollen, eine Sache, die in der gegenwärtigen Materie, wo die Verschiedenheit der Meynungen nicht sowohl in den letzten Resultaten, als in der Art ihrer Deduktion liegt, gewiß nicht unrichtig ist. — Aber ich gehe zu Ihren einzelnen Sätzen über.

Mit völliger Beistimmung nehme ich Alles an, was Sie über den Punkt sagen, von dem die Untersuchung ausgehen muß. Das Urtheil, daß gewisse Dinge schön genannt werden (denn so muß man doch den Ausdruck: schön sind, wohl übersetzen), ist nicht fruchtbar, am wenigsten aber sicher genug, um auf demselben fortzubauen. Dazu kommt nun noch der Verdacht einer partheiischen Auswahl der Beispiele, und daß auf diesem Wege überhaupt nur immer Inductionsschlüsse entstehen, welche hier nicht befriedigen können. Wenn Sie aber meynen, ich gienge von hier aus, so muß ich mich in meinem vorigen Briefe unrichtig ausgedrückt haben. Ich gehe schlechterdings hierin den Kantischen Weg, und fange daher nicht von den Gegenständen an, die man schön nennt, sondern von der Vorstellung der Schönheit, welche durch diese hervorgebracht wird. Von hier aber, glaube ich auch, muß nothwendig immer ausgegangen werden. Denn wenn die Schönheit entwickelt, in ihre Bestandtheile aufgelöst werden soll, muß man doch sie zuerst aufsuchen. Nun finden wir sie im Objekte und im Subjekte, in dem was schön ist, und in dem, worauf das Schöne wirkt. Von dem ersteren auszugehen, verwarfen Sie selbst, ich sehe daher nicht, was übrig bliebe. Nur in dieser Rücksicht halte auch ich das Merkmal des Wohlgefallens für ein wichtiges Merkmal. Es kann nie etwas schön gefunden werden, ohne zu gefallen, und schon insofern ist es ein wesentlicher Charakter des Schönen, aber es ist noch mehr. Da

dieß Wohlgefallen immer mit Nothwendigkeit und Allgemeinheit verbunden ist, und doch nicht durch einen Begriff entsteht, so bildet es, als ein Bestandtheil, die Zwitternatur, wenn ich so sagen darf, durch welche eigentlich das Schöne zu einer so merkwürdigen Erscheinung wird. Eine andre Frage aber ist es nun, ob dieß Wohlgefallen auch für die Technik ein so wichtiges Merkmal ist? und diese glaube ich allerdings verneinen zu müssen. —

Das Schöne nemlich — und hier komme ich nun auf den Punkt, der uns hoffentlich näher führen soll — läßt sich von zwei Seiten betrachten, einmal subjektiv, als etwas das empfunden wird, dann objektiv, als etwas, das der Grund dieser Empfindung ist. Die erste fesselt mehr den Blick des Psychologen im weitesten Sinne des Worts, die zweite des Technikers. Denn indem er die Empfindung des Schönen hervorbringen, das Schöne darstellen soll, muß er nicht sowohl diese Empfindung selbst, als die Beschaffenheit der sie erregenden Gegenstände studiren. Fehlten vielleicht auch wir beide hierin, Sie, daß Sie zu sehr für die Technik, ich, daß ich zu sehr für die Kenntniß des Menschen besorgt war? fehlten wir vielleicht auf eine tiefe aus unsrer Individualität entspringende Weise? Denn es ist wunderbar, und Sie bemerken es sehr richtig, wie mächtig die individuellsten Eigenthümlichkeiten auf Untersuchungen dieser Art, selbst wider unsern Willen einwirken. Wenigstens wäre es kein

Wunder, wenn wir so beide demjenigen geschadet hätten, wofür wir zu ängstlich besorgt waren.

Es muß, meiner Ueberzeugung nach, nothwendig einen Weg geben von der Bestimmung der Schönheit durch subjektive Merkmale zur Bestimmung derselben durch objektive. Es gienge sonst alle Kunsttheorie und alle Kritik verloren. Aber diesen Weg zu finden, oder vielmehr zu bahnen, halte ich eigentlich für die höchste Schwierigkeit in der Aesthetik. Kant versucht es nicht einmal, er schneidet beinah die Möglichkeit ab, doch auf eine Art, die mir seinem System nicht nothwendig anzuhängen scheint. Auf Schiller bin ich begierig. Auf dem Wege, auf dem ich ihn sonst kannte, und der dem Ihrigen nahe kommt, müßte er die Kantische Theorie, jene Entwickelung des Begriffs der Schönheit in den vier nach den Kategorieen geordneten Grundsätzen widerlegen, und dieß, gestehe ich frei, halte ich für unmöglich. Lassen Sie mich kurz Ihnen den Versuch sagen, den ich gemacht habe.

Ich folge nemlich in dem, was ich oben nannte, dem Kantischen Ideengange Schritt für Schritt, ich folge ihm bis zu dem Satze (Kr. d. Urth. S. 144).

„Der Geschmack, als subjektive Urtheilskraft enthält ein Princip der Subsumtion, aber nicht der Anschauungen unter Begriffe, sondern des Vermögens der Anschauungen (d. i. der Einbildungskraft) unter das Vermögen der Begriffe (d. i. den Verstand), sofern das erstere in seiner Freiheit zum letzteren in seiner Gesetzmäßigkeit zusammenstimmt."

Hier glaube ich, muß nun die Frage einfallen, die eigentlich alle übrige ästhetische als Theile unter sich begreift: Wie muß der Gegenstand beschaffen seyn, bei welchem der Geschmack den Ausspruch thun soll, daß jene Uebereinstimmung vorhanden ist? Dieser Gegenstand muß von der Einbildungskraft aufgefaßt und dargestellt werden können. Er muß also sinnlich, durch Zeit oder Raum, oder beide konstruirbar seyn. Die Einbildungskraft soll an ihm ihre Zusammenstimmung mit dem Verstande in seiner Gesetzmäßigkeit wahrnehmen. Er muß daher durch seine Gestalt (im weitesten Sinne, besser durch die Art seines sinnlichen Erscheinens) den Verstand reizen sich mit der Einbildungskraft zu verbinden. Dieß aber kann er nur dadurch, daß er selbst die Form des Verstandes sinnlich gleichsam an sich trage. Und so wären demnach dieß die beiden nothwendigen, aber auch einzigen Charaktere alles Schönen: und so definire ich nun das Schöne lieber, als:

Die Form des Verstandes in der Erscheinung als durch jeden andern Ausdruck, den ich sonst wählte. Diese Form enthält die wesentlichen Stücke:

1) Die Erscheinung,
2) die Form des Verstandes,
3) die Verbindung von beiden.

Das Erstere bedarf keiner Erläuterung; mehr das Zweite, am meisten aber das Dritte, ich fange bei diesem an.

Die Form des Verstandes ist etwas Unsinnliches; Erscheinung sinnlich. Wie soll man sie sich verbunden denken? Ein sinnlicher Gegenstand kann eine Gestalt haben, die durch mehr oder minder partikulaire und zufällige oder allgemeine und nothwendige Ideenverbindungen an etwas Unsinnliches erinnert. Alsdann ist er charakteristisch. Wir denken uns die Idee und die sinnliche Gestalt jede besonders, betrachten aber die letztere als das Bild der ersteren, gleichsam als den Körper, den jene als Seele belebt. Hier ist Sinnliches und Unsinnliches verbunden; aber diese Verbindung ist nicht die einzig mögliche, es giebt noch eine andre. Der sinnliche Gegenstand kann nemlich so beschaffen seyn, daß die Art der Theile, aus welchen er besteht, ihre Verbindung untereinander, das Verhältniß des Materiellen an ihnen zur Form des Ganzen, daß, sage ich, dieß alles in eben solchen Verhältnissen zu einander steht, als bei denjenigen Dingen, denen wir (unsinnliche) Vollkommenheit zuschreiben, und daß es eben die Ideen, als diese erweckt. Alsdann nennen wir ihn schön. Wir denken uns nun nicht mehr das Sinnliche und Unsinnliche jedes für sich, der in der Sinnenwelt erscheinende Gegenstand hat die unsinnliche Form angenommen. Beide sind im genauesten Verstande Eins. Bei dem, was charakteristisch ist, hüllt sich gleichsam die unsinnliche Idee in die den Sinnen erscheinende Gestalt; bei dem, was schön ist, verwandelt sie sich selbst in dieselbe. Ich fürchte, diese Unterscheidung wird Ihnen

willkührlich scheinen, wenigstens dunkel seyn, vielleicht sogar darum, weil ich sie mir selbst noch nicht deutlich genug gemacht habe. Ich will aber versuchen, ob folgende unterscheidende Merkmale sie vielleicht in ein helleres Licht setzen.

1) Das Urtheil über das Charakteristische eines Gegenstandes *beschreibt* denselben nur, und zwar nicht sowohl wie er ist, sondern wie er auf unsre Empfindung einwirkt; das Urtheil über das Schöne *würdigt ihn*, bestimmt ob er ist, was wir finden, daß er sey. Es vergleicht seine Form mit den Ideen des Vollendeten, die wir in uns tragen.

2) Das Charakteristische kann Ausdruck *einzelner* unsinnlicher Beschaffenheiten, und *bald dieser bald jener* seyn; das Schöne nur *gewisser mit einander systematisch verbundener und immer derselben*. Er führt also in seiner Form *Vollständigkeit* und *Unveränderlichkeit* unmittelbar mit sich. Denn die Verstandesform, welche es, indem sie in die Form der Erscheinung (wenn ich so sagen darf) übergeht, eigentlich zum Schönen macht, ist ein Ganzes und unveränderlich.

3) Daher ist es genau genommen schon sehr uneigentlich gesprochen, wenn ich sage: das Schöne *drückt Ideen aus*. Es *drückt* nicht *aus*, und thäte es auch das, so drückt es nicht *einzelne Ideen* aus. Es besteht bloß in der freien Zusammenstimmung seiner sinnlichen Form mit den unsinnlichen Formen des Verstandes, d. h. jene ist von der Art, daß das

Gemüth darin eine Uebereinstimmung mit diesen zu bemerken meynt. Es ist also hier nicht Ausdruck, der absichtliches Streben etwas, das früher da ist, nachzubilden voraussetzt, es ist ein Zusammentreffen zweier von einander unabhängigen, einander nicht suchenden sondern freiwillig sich begegnenden Naturen. Es ist nicht Ausdruck von Begriffen und Ideen, es ist Ausdruck der Formen selbst, in welchen erst alle Begriffe und Ideen selbst ihr Daseyn erhalten. So müßte man es streng fassen und hierbei stehen bleiben. Nur um der Technik zu Hülfe zu kommen, nur um doch Anleitung (wenn Vorschrift unmöglich seyn sollte) zu geben, wie wohl der Wahn (denn solange wir nicht die gemeinschaftliche dem Sinnlichen und Unsinnlichen, wie wir es uns denken, zu Grunde liegende Natur kennen, ist es nicht mehr als Wahn für uns) jenes Zusammentreffens hervorgebracht werden kann? ist es nothwendig die Begriffe von Einheit, Freiheit u. s. w., die in den Kunsttheorien doch nur immer metaphorischen Gebrauch erlauben, aus der Welt der Ideen in die Welt der Erscheinungen überzutragen. Das Charakteristische hingegen ist im eigentlichsten Verstand des Worts Ausdruck, und kann Ausdruck von Ideen, Begriffen, Empfindungen u. s. w. seyn.

4) Wenn das, woraus ein Ding besteht, was es überhaupt zu einem Etwas macht, die Materie desselben, die Verbindung dieser Bestandtheile aber, das, was es von einem bloßen Aggregat zu einem Ganzen bildet, die Form desselben heißt, so könnte man das

Charakteristische Ausdruck des Unsinnlichen durch die Materie, das Schöne durch die Form des sinnlichen Gegenstandes nennen. Dieß Merkmal (wie ich es mir denke) scheint mir vorzüglich in die Augen springend. Allein es kann seyn, daß ich eine leere Subtilität hinein lege. Denn die Gestalt z. B. muß meiner Vorstellungsweise nach, hier oft auch mit zur Materie gerechnet werden. Vielleicht macht ein Beispiel die Sache klarer. Ich nehme ein charaktervolles und ein schönes Gesicht. In dem ersten bestimmt offenbar die Gestalt, die Größe, Lage, der Schnitt der einzelnen Theile, ja nicht allein das, sondern auch ihr Verhältniß gegen einander den Charakter. Aber das Alles ist hier Materie, oder wirkt wenigstens so. Die Wirkung nemlich, meyne ich, wird durch die Theile, die dieß Verhältniß haben, nicht durch dieß Verhältniß, das gleichsam nur auf den Theilen ruht, hervorgebracht. Ueber diesem allem schwebt noch, wenn mir diese Metapher erlaubt ist, die reine Form, die reine Einförmigkeit oder Mannigfaltigkeit, Proportion oder Disproportion u. s. f. und nur diese bestimmt das Urtheil über die Schönheit. Daher ist ja auch das Charakteristische so selten schön, und daher hat ja die Schönheit ihren eigenen Charakter. Dieser Charakter aber ist (um dieß beiläufig zu sagen) sehr einfach, das ebenmäßigste Gleichgewicht und die höchste Ruhe — daher entweder Mangel an aller Kraft (wie in so vielen neueren Kunstwerken und in der menschlichen Schönheit, da dem Menschen nur

theilweise groß zu seyn erlaubt ist) oder eine so große und gleichmäßig vertheilte Kraft, daß sie sich selbst bändigt, und durch gegenseitige Achtung in die Schranken der Ruhe verweist, der Charakter der Gottheit in den Werken der Alten. Der redendste Beweis, daß wir so gut als keine Kunst mehr besitzen, ist eben das, daß unsre Künstler soviel mehr dem Charakteristischen als dem Schönen nachstreben. Das Element der Kunst ist allein die rein-sinnliche Form. Aber verzeihen Sie diese Abschweifung.

Je weitläufiger ich bei diesem Stück, der Verbindung der Form des Verstandes mit der Erscheinung in dem Begriffe der Schönheit gewesen bin, desto kürzer kann ich bei dem zweiten Stück der Verstandesform selbst seyn. Es ist diese keine andre, als welche Kant durch die Kategorieen darlegt. Ihre Anwendung auf die Gegenstände, die wir schön nennen, scheint mir nicht schwierig, und meine vorigen Briefe reden zum Theil davon. Auch war es nicht dieser Theil meiner Vorstellungsweise, gegen den Sie Ihre Angriffe richteten, sondern vielmehr jenes erste Stück. Sie hielten meinen Weg nemlich für gefährlich, Sie glaubten, ich könnte theils dahin kommen, Vollkommenheit und Schönheit mit einander zu verwechslen; theils dahin, durch individuelle Ideenassociationen einen willkührlichen Sinn in die Erscheinungen der Sinnenwelt, die wir schön nennen, zu legen. Hätte die bisherige Auseinandersetzung ihren Endzweck erreicht und entspräche sie, was sie bei weitem nicht thut, ganz meinen

Wünschen; so müßten, glaube ich, diese Besorgnisse nun verschwinden. Denn es kommt, nach meiner Vorstellungsweise, gar nicht einmal hauptsächlich, wie Sie mich bisher verstanden hatten, auf die unsinnliche Idee an, deren Darstellung der Grund der Schönheit seyn soll, sondern ganz eigentlich nur auf die Art, wie diese unsinnliche Idee in die Sinnlichkeit verwebt ist. Ja es ist nicht einmal eine Idee. Zugleich aber werden Sie nun noch deutlicher sehen, daß ich allein den Kantischen, nur erweiterten Weg gehe, und daß es keine eigne Theorie zu nennen ist.

Verzeihen Sie aber jetzt, daß ich mich allein damit beschäftigt habe, meine eigne Meynung aufzustellen. Ich that es nicht ohne Absicht. Theils sehe ich, daß ich mich in meinen vorigen Briefen nicht bestimmt genug ausgedrückt hatte, theils, denke ich, kommen wir nun leichter zum Ziele. Ich kann nemlich nun erst kurz und bestimmt angeben, wie weit ich eigentlich Ihrer Meynung beitrete:

1) Sie wollen, um den Merkmalen des Schönen auf die Spur zu kommen, die allgemeinsten Eigenschaften aller Dinge (als Objekte) aufzählen, und jene Merkmale in denselben aufsuchen.

2) Sie enumeriren diese Eigenschaften.

3) Sie bestimmen in denselben das Princip der Schönheit.

1) Die Wahl des Weges überraschte mich zuerst durch ihre Neuheit und ihren Scharfsinn. Aber bei genauerer Ueberlegung entstand der Zweifel in mir,

ob die Schwierigkeit nicht mehr aufgeschoben als aus dem Wege geräumt sey? Denn wenn Sie nun das Princip der Schönheit bestimmt haben, kommen Sie noch immer in die Nothwendigkeit es zu beweisen, und müssen Sie dieß nicht wieder entweder durch Vergleichung mit den Gegenständen thun, die schön sind, oder mit der Empfindung der Schönheit selbst?

2) Die Herleitung der Kategorieen hat mir durch ihre Originalität, Präcision und Faßlichkeit ein unendliches Vergnügen gemacht. Ich wüßte keine Silbe dagegen zu erinnern. Sie erläutert den Gang, den wir nehmen müssen, um dahin zu gelangen, ein Objekt zu bilden, auf eine wahrhaft genievolle Art, und ich erinnere mich nur weniger Raisonnements, die in so wenigen Zügen ein so vollendetes Ganze darstellen.

3) Daß das Princip der Schönheit ein Zustand des Gleichgewichts ist, ist nicht nur selbst ein sehr schöner, sondern auch ein sehr wahrer Gedanke. Ich ziehe ihn sogar der Schillerschen Bestimmung: Freiheit weit vor, da Freiheit (in diesem Sinne Herrschaft der Form) die Unterdrückung und den erzwungenen Gehorsam der Materie nicht ausschließt, hingegen Gleichgewicht ein freiwilliges Uebereinkommen oder wenigstens eine gleiche Kraft anzeigt. Auch dagegen, daß Sie die Schönheit in Einer Kategorie, ich in allen suche, würde ich wenig einwenden. Denn bei näherer Bestimmung würden auch Sie, glaube ich, Merkmale aus den andern Kategorieen, nur in einer andern Unterordnung, nemlich als nur mittelbare und

nur zur Existenz dieses Gleichgewichts nothwendig entlehnen müssen. Meine Zweifel sind nur folgende:

a) Sie sagen Gleichgewicht zwischen der inneren Kraft und dem äußeren Widerstande. Raubt dieß nicht dem schönen Objekte an Selbstständigkeit?

b) Ist der Zustand des Gleichgewichts bloß Princip der Schönheit? Nicht auch der Vollkommenheit? und worin liegt nun der unterscheidende Charakter der ersteren? — Aber vielleicht meynten Sie nur: diesen Zustand in der Erscheinung. Soviel für heute. Verzeihen Sie nur dieß erste Hinwerfen der Ideen, das bei mir keine Geschäfte entschuldigen, die Nachlässigkeiten des Stils, die Unleserlichkeit des Schreibens, und antworten Sie mir bald. Wie werde ich mich freuen, wenn bald ein neuer Brief mir meine Zweifel über Ihre Theorie löste, und meine Gedanken berichtigt.

Von Neuigkeiten, im Falle Sie sie noch nicht wüßten, nur soviel: Fichte, Woltmann und Ilgen kommen Ostern hierher; Hufeland (der Jurist) besucht Sie um die Zeit der Messe in Dresden.

Schiller hat schon ein Quartier und man erwartet ihn noch immer im Frühjahr. Wie gern wäre ich an Hufelands Stelle oder mit ihm*).

Schlegel vergesse ich gewiß nicht. Auch habe ich

---

*) Zwischen der Abfassungszeit dieses und des nächstfolgenden Briefes fand Ende August ein persönliches Zusammentreffen Schillers, Humboldts und Körners in Weißenfels statt

dem Koadjutor in Erfurt, dem solche Gelegenheiten wohl vorkommen, davon geschrieben.

Leben Sie recht herzlich wohl. Meine Frau und ich grüßen Sie und die Ihrigen tausendmal!

Ihr

Humboldt.

6.

Jena, den 10. December 1794.

Lange hat mir nichts so eine innige Freude gemacht, als Ihr letzter gütiger Brief, und es war mir doppelt verdrießlich, gerade auf diesen die Antwort so lange verschieben zu müssen. Aber schon Schiller wird Ihnen von der Störung geschrieben haben, die eine Reise nach Erfurt zum Koadjutor in meinen Arbeiten gemacht hat, und ich rechne darum um so eher auf Ihre freundschaftliche Nachsicht.

Sie können es selbst kaum ahnden, liebster Freund, welch eine große Freude Sie mir durch Ihr ausführliches Urtheil über den Styl meiner bisherigen Arbeiten gemacht haben. Ich habe alles, was Sie mir darüber sagen, sorgfältig geprüft, und wenn mein Vorsatz gelingt, so sollen Sie bei meinem nächsten Aufsatz wenigstens nicht alle Wirkung dieser Prüfung vermissen. Ich glaube, Sie haben, was mir fehlt, sehr richtig getroffen; wenigstens ist mir durch Ihre

Kritik dasjenige, was ich vorher theils selbst, theils durch andre, vorzüglich Schiller, veranlaßt, bloß dunkel ahndete, ungemein klar geworden. Vertheilung des Einzelnen nach einem zweckmäßigen Plan und daraus entspringende Haltung des Ganzen ist das, wonach ich fürs erste vor allem streben muß. Bei mir gerade trift der Fall, von dem Sie reden, in hohem Maaße ein. Aus Begeisterung über den Stoff — die wenn gleich subjektiv wahr, doch nicht selten objektiv schlecht gegründet ist — versäume ich, an der Form mit Sorgfalt zu arbeiten. Bei dem Meisten, was ich bis jetzt schrieb, war sie auch fast nur zufällig. Bei der ersten Ausarbeitung machte mir der Stoff sehr viel zu schaffen, und besaß mich ganz, und an eine zweite Umarbeitung konnte ich nie recht kommen.

Allein selbst in meiner Manier, den Stoff zu behandlen liegt etwas, das nothwendig auf die Form nachtheilig wirken muß. Schon im Gespräch ist es mir eigen, zu schnelle Uebergänge zu machen, und nicht lange genug bei Einem Gedanken zu verweilen; und selten werden Sie finden, daß ich ihn lange genug zergliedere, um entweder seine Richtigkeit von allen Seiten zu prüfen, oder auch nur allen Nutzen daraus zu ziehen, den er gewähren kann. Dadurch wurden nun meine Uebergänge so oft holprich, und das Ganze unförmlich. Entwickelte ich jedes Einzelne genauer, so daß eins wie von selbst aus dem andern entspränge, so wäre der Leser mitten in der Sache und würde

nicht durch die Schwierigkeit, die er empfindet, an den Schriftsteller erinnert. Nun aber steht das Einzelne sehr häufig bloß in dem Zusammenhang, den es gerade in meinem Kopf hat, dieser ist immer mehr oder minder subjektiv, und wäre er es auch noch so wenig, so ist dem Leser nicht hinlängliche Rechenschaft davon gegeben. Läge dieser Fehler weniger tief in mir, so würde es leichter seyn, ihm abzuhelfen; so aber werde ich durch einen fortgesetzten Kampf wohl hier und da einen Sieg, nie aber eine gänzliche Niederlage des Gegners gewinnen. Gerade die Gedanken oder Bemerkungen, denen ich am meisten Werth beilege, sind selten die Frucht eines mühsamen Nachdenkens bei mir, ich verdanke sie mehr einem glücklichen Zufall, oder wenn Sie wollen, einem gewissen Takt, der sich durch mancherlei zusammentreffende Umstände vollkommner in mir ausgebildet hat, der mir oft sehr wohl thut, aber noch viel öfter schadet, indem er sich in einem Gebiete die Entscheidung anmaßt, das seine Sphäre nicht seyn kann. Sobald aber etwas dem Takt, also einem Gefühl in die Hände gegeben wird, so ist die Gefahr, daß, wie richtig, zusammenhängend und deutlich es subjektiv seyn möchte, es objektiv dem Andern wenigstens unverständlich oder schwierig seyn möchte, allemal unvermeidlich. Darum habe ich mir mehrmals die Frage aufgeworfen, ob das Schreiben eigentlich zu meiner Bestimmung gerechnet werden könne?, und wenn die Entscheidung nach der Hofnung eines irgend vorzüglichen Gelingens des Erfolgs ge-

fällt werden soll, so verneine ich sie geradezu. Dagegen wird indeß ein Gelingen in einigem Grade immer möglich seyn, und mir ist es schlechterdings nothwendig, etwas zu haben, das mich zwingt, mich nicht bloß mit der Wahrheit der Materie meiner Ideen zu begnügen, sondern auch nach vollkommner Deutlichkeit und Bestimmtheit ihrer Form zu streben. Aber verzeihen Sie, theuerster Freund, daß ich Sie so lange mit mir unterhalte, indeß ist es mir zu wichtig, es gerade mit Ihnen zu thun. Denn kaum weiß ich noch einen Einzigen, dem die Beurtheilung von Werken des Geistes und noch mehr die der Köpfe mit so vielem Recht angehörte als Ihnen. Nie, das ist ein aufrichtigstes Geständniß, vereinigt sich vielleicht wieder eine so kalte Partheilosigkeit und eine so große Vielseitigkeit, die jeder Eigenthümlichkeit ihr volles Recht läßt, mit den übrigen zu diesem Geschäft erfoderlichen Eigenschaften. Vorzüglich ist mir immer, besonders bei Schillers Arbeiten Ihre Strenge ehrwürdig gewesen, da sie so rein und unmittelbar aus den höchsten Foderungen des Ideals entspringt. Diese Strenge, um darüber noch ein Wort zu sagen, konnte meine Milde bei Beurtheilung des Woldemar nicht billigen. Aber bedenken Sie nur, ich sage jetzt nicht, daß ich das Werk eines empfindlichen Freundes zu beurtheilen hatte, sondern daß ich das vor dem Publicum thun sollte, das so wenig verdient, etwas nach Foderungen zu würdigen, die es meist nicht einmal versteht, geschweige denn macht. Dennoch

glaube ich, was die Materie der Schrift betrift, nichts verschwiegen, und wo die Farben geschont sind, denke ich, haben Sie mich gewiß verstanden. Ueber die Form, eigentlich den Styl, wollte ich nichts sagen. Das Ganze ist ein Flug mit gelähmten Schwingen, mißglückte Göthische Nachahmung. Das Einzige, was man, meiner Ueberzeugung nach, hier sagen konnte, war zu stark, um gesagt zu werden. Ich hielt mich daher an den Inhalt und die Charaktere, und entschuldigte das Uebrige, wo ichs berühren mußte, gern damit, daß es ein Zwitterprodukt sey.

Schlegel hat mir zwei sehr lange und interessante Briefe geschrieben. Danken Sie ihm herzlich in meinem Namen dafür, und sagen Sie ihm, daß ich noch in diesen Tagen Zeit zu finden hoffe, ausführlich darauf zu antworten. Freilich aber ist meine Muße jetzt beschränkter, als sie im vorigen halben Jahre war.

Ich glaubte, liebster Freund, diesem Brief, den ich heut Morgen schrieb, heute Abend noch etwas zusetzen zu können, aber ich habe einen hindernden Besuch gehabt, und nun liese ich Gefahr die Post zu versäumen. Also leben Sie recht wohl, und empfehlen Sie uns dem Andenken der Ihrigen.

Humboldt.

7.

Jena, 7. May 1795.

Ich schäme mich recht herzlich, lieber Freund, Ihnen in so undenklicher Zeit nicht geschrieben zu haben, und mag es gar nicht wagen, die Entschuldigungsgründe alle herzuzählen. Gewiß ist es indeß, daß es an guten Vorsätzen, das Stillschweigen zu brechen nicht fehlte, nur daß mich bis gegen Ostern hin meine anatomischen Studien und meine Arbeiten für die Horen, und seitdem ein längerer Besuch meines Bruders, und nachher Mangel an Stimmung und Kränklichkeit störten, an der ich in der That noch jetzt leide. — Sehr leid that es mir vorzüglich, Ihnen nicht über Ihren Aufsatz schreiben zu können, aber gerade dazu hätte ich eine größere Muße gebraucht, als ich damals hatte. Im Ganzen wird Ihnen Schiller meine Meinung geschrieben haben, aber gerade nur das, glaube ich, was ich daran noch vermißte, da doch so viel mehr darin war, dessen Wahrheit und Neuheit mich überrascht, und das andre damit verwandte Ideen in mir geweckt hat. Ich hatte Ihre Abhandlung zu kurze Zeit bei mir, und es ist zu lange her seitdem, als daß mir die Folge der Sätze noch lebhaft genug vorschweben sollte. Allein das, was mir die Hauptidee zu seyn schien, daß nemlich die Musik durch den Rhythmus vorzüglich Darstellung des Charakters und gar eines Idealcharakters werden

soll, ist, wie mich dünkt, nicht bloß ein so überaus treffender, sondern auch an Folgen äußerst fruchtbarer Satz. Daß die Musik mehr zum Ausdruck als zum Malen bestimmt ist, fällt zu sehr in die Augen, als daß es verkannt werden könnte, aber daß die Charakterdarstellung nicht bloß das Einzige ist, was eigentlich allein mit entschiedenem Glück der Gegenstand der Tonkunst seyn kann, sondern daß sie auch von der letzteren in der That am besten und fast nur allein geleistet werden könne, ist weniger anerkannt, und doch scheint es mir ganz unläugbar. Ueberall aber, wo man von Charakteren liest oder hört, wird darunter fast bloß gleichsam die Materie desselben verstanden, das, worauf die Empfindungen und Neigungen (deren Summe doch hier der Charakter genannt wird) als auf ihre Gegenstände gerichtet sind. Auf die Art hingegen wie die Seele von den Empfindungen bewegt wird, den Rhythmus, in welchem sie fortfließen, mit einem Wort auf die Form wird wenig geachtet, und allenfalls nur in der Lehre von den Temperamenten und dergleichen findet man dieß noch einigermaßen berührt. Gerade hierauf aber beruht eigentlich das Wesen des Charakters und gerade dadurch lassen sich verschiedene Charaktere am bestimmtesten unterscheidend bezeichnen. Es würde mich zu weit führen, auch nur alles nennen zu wollen, was zu dieser Form gehört, da ich, meinen Ideen nach, dahin nicht bloß die Langsamkeit oder Geschwindigkeit, Heftigkeit oder Sanftmuth des Empfindungsganges rechne, sondern auch die

Gleichmäßigkeit und Ungleichmäßigkeit und vorzüglich die so sehr verschiedene Manier in dem Uebergange von einer Empfindung zur andern, die gewiß eben so gut ihre eigenen Gesetze hat, als die Associationen der Ideen. Ich erinnere Sie aber nur an das Eine, an die Weile zwischen dem Empfindungswechsel, deren Verschiedenheiten auch schon im alltäglichen Leben einen so großen Einfluß ausüben. Denn gewiß lassen sich eine Menge von Sympathien und Antipathien zwischen Menschen aus dieser Quelle allein herleiten, wie ich denn überhaupt auf Zuneigung und Liebe der Form des Charakters einen weit größeren Einfluß zuschreiben möchte, als dem, was ich erst die Materie desselben nannte. Diese Form nun zu schildern ist die Musik allein hinreichend im Stande, und von dem Ideal einer Charakterschilderung kann ich mir eigentlich sie nicht entfernt denken. Dann aber diente sie nur als Mittel, an sich, als Kunst, müßte sie, wie Sie so schön ausgeführt haben, diese Form ganz rein, und in ihrem Ideal darstellen, und hier treten nun die schwierigen Fragen ein, theils inwiefern die Form, ohne die Materie, einer deutlichen und bestimmten Darstellung fähig, theils von welcher Beschaffenheit das Ideal dieser Form selbst ist? Denn freilich hat die Musik darin vielleicht unter allen Künsten den schwersten Stand, daß die Natur, die sie nachahmen soll, so schwer aufzufassen ist, und nirgends rein erscheint, obgleich auch wiederum darin ein Erleichterungsmittel liegt, daß der Künstler diese Natur

selbst in sich trägt, und daß dieselbe durch die Ausübung seiner Kunst selbst reiner gestimmt wird. In seiner umgeänderten Gestalt hat mir Schiller Ihren Aufsatz nicht mittheilen können, weil der Druck sehr drängte. Ich bin daher doppelt auf das fünfte Stück begierig. Einige Dunkelheiten abgerechnet, von denen Ihnen Schiller geschrieben haben wird, hat mir der Styl im Ganzen sehr gefallen, und einzelne Stellen machten einen tiefen und ergreifenden Eindruck.

Für Ihr Urtheil über meinen ersten Aufsatz, das ich aus Ihrem Brief an Schiller sah, danke ich Ihnen sehr. Er hat sonst viel Unglück gehabt, vorzüglich scheint man ihn mystisch zu halten. Ein Urtheil von Kant (das ich mir aber zurück erbitte) aus einem Briefe an Schiller lege ich bei, und Erhard soll sich noch stärker ausgedrückt haben. Man scheint zu glauben, daß ich die Sache transcendent genommen habe. Leid thut es mir, daß man die Charakterschilderung und vorzüglich die Methode, die Charakterseiten in systematischer Vollständigkeit aufzuzählen, sie aus Einem Begriff abzuleiten und auf Einen zurückzuführen, so übersieht. Gewiß ist es, daß er im Vortrag große Fehler haben muß. Kants Urtheil geht mir sehr durch den Kopf. Zwar sucht mich Schiller zu trösten, aber besser ists immer keinen Trost zu bedürfen. Was sagen Sie zu dem Aufsatz über männliche und weibliche Form? vorzüglich zum Ende? Mit dem Styl werden Sie zufriedener sein. Er dankt Schillers Bemerkungen und seiner in der That unaus-

sprechlich geduldigen Güte sehr viel. Leben Sie recht wohl und strafen Sie mich nicht mit Wiedervergeltung. Meine Frau und ich empfehlen uns herzlich Ihnen und allen den Ihrigen. Adieu!

Ihr

H.

Schlegel wird an einer Antwort verzweifeln. Er muß aber auch selbst gestehen, daß seine beiden Briefe eine eigene Abhandlung erfodern. Nicht eben dieß, aber doch eine ausführliche Antwort liefere ich gewiß nächstens. Bitten Sie ihn ja mich zu entschuldigen.

Die Prolegomena zu Wolfs neuem Homer lesen Sie ja so bald als möglich und schreiben Sie mir Ihr Urtheil. Ich bin unglaublich neugierig darauf.

8.

Tegel, 1. August 1795.

Es thut mir leid, daß der Kantische Brief Sie gehindert hat, liebster Freund, mir früher zu schreiben. Ich sehnte mich so sehr, etwas von Ihnen zu hören. Desto herzlicher aber danke ich Ihnen für Ihre lieben Zeilen. Warum ich nicht über Dresden gegangen? und ob ich nicht drüber zurückkehre? Ich werde das Letztere nicht können, und der Grund, warum ich nicht werde, ist zugleich der, warum ich es nicht schon that. Sie wissen selbst, wie schwierig eine Reise

einiger 20 Meilen, und soviel machte der Umweg hin und her, mit einer Frau und zwei kleinen Kindern ist, und Sie wissen fast noch mehr als ich, wie noch schwieriger, sich von Frau und Kind zu trennen. Sonst wünschte ich so unendlich, Sie einmal wiederzusehen und am liebsten zugleich mit allen den Ihrigen bei Ihnen in Ihrem Hause. Man ist da am besten und ruhigsten und genießt sich am meisten. Hoffentlich geschiehts doch nächstens einmal wieder. Nur diesen Herbst schwerlich.

Ihren Aufsatz habe ich mit verdoppeltem Vergnügen wiedergelesen. Er hat sehr gewonnen, so trefflich er auch schon war, ob ich gleich nicht läugnen kann, daß auch unter dem Neuhinzugekommenen Stellen sind, die statt andre, die vorher da waren, zu ergänzen und zu erklären, vielmehr selbst andre neue nothwendig machten. Etwas, womit ich nicht einig seyn zu können glaubte, finde ich schlechterdings nicht in Ihrer Arbeit, wie ich sie verstehe, sie paßt vielmehr so sehr in meine Ideenreihe, daß alles, was ich bisher über diesen Gegenstand dachte, nun erst durch Sie rechtes Licht in mir gewonnen hat. Das Einzige was ich eigentlich vermisse ist das, daß der Leser nicht streng genug an den Gang des Raisonnements gefesselt, und das Resultat nicht bestimmt genug gezogen wird. Vielleicht mag die Schuld an mir und an meiner Unkenntniß der Musik liegen, aber ich gestehe Ihnen offenherzig, daß ich über die Frage, inwiefern kann Charakterdarstellung der Musik eigen

seyn? keine vollkommene Befriedigung erhalten habe. Indeß sehe ich auch recht gut die Schwierigkeit, oder vielmehr die Unmöglichkeit solche Befriedigung in einem Journalaufsatz, noch dazu in einer Materie zu geben, in der noch fast nichts ist, auf das man fußen könnte. Es gehörte ein Buch dazu. Eingefallen ist mir, ob Sie vielleicht besser gethan hätten, sich recht streng an folgende zwei Fragen zu halten.

1) Welche Mittel (moyens) hat die Musik? Meiner Vorstellung nach a) ein Materiale, den Ton, wo Sie von dem Eindruck des bloßen Tones auf das Gemüth, dann von seinen Verschiedenheiten, als einzelnen Tons, gesprochen hätten; b) ein Formale, die Folge der Töne.

2) Worin besteht der Charakter? Kann er ohne allen Gegenstand, an dem, und ohne alle Gestalt, in der er sich zeigt, dargestellt werden?

Strengere Absonderung dieser beiden Fragen und detaillirtere Behandlung jeder einzelnen, hätte, glaube ich, die Deutlichkeit sehr befördert. Denn die eigentliche Dunkelheit scheint mir dadurch zu entstehen, daß der Leser schwankende Begriffe vom Wesen der Musik und vorzüglich vom Charakter mitbringt, und Sie bald dem einen bald dem andern Mangel abzuhelfen suchen. Aber eine solche Behandlung, ich wiederhole es, hätte ein Buch erfodert. Was ein Aufsatz leisten konnte, leistet der Ihrige, und das ist schon sehr viel. Er zeigt dem Tonkünstler sein Objekt an, und zeigt im Allgemeinen die Möglichkeit, Meister

desselben zu werden. Der Philosoph, so wie der denkende Tonkünstler kann nun für sich im Einzelnen weitergehen, und dankt doch eigentlich alle Fortschritte, die er macht, allein Ihrer Leitung. Im Einzelnen sind sehr tiefe und schöne Ideen und wunderbar glücklich gesagte Stellen, z. B. die beiden, deren eine mit dem Bild vom Achill und Priam, die andre mit Klopstocks Worten schließt. Ueberhaupt hat der Styl zugleich eine Präcision, Kürze und Rapidität, die im Ganzen nur sehr wenig und in so vielen einzelnen Stellen schlechterdings nichts zu wünschen übrig läßt.

Allerdings habe ich manches aus den Griechen, das ich für die Horen bearbeiten könnte. Aber theils ist es eine Grille von mir, höchst ungern etwas über die Griechen zu schreiben. Sie sind mir zu heilig, um sie anders als mit einer gewissen Würde zu nennen. Man muß es erst verdienen, von ihnen reden zu dürfen. Ich habe gewisse Plane mit ihnen, die aber freilich eben wegen ihrer Größe vielleicht ewig Plane bleiben. Aber ich habe sie einmal, und ehe nicht das Studium, das dazu erfodert wird, vollendet, ehe nicht bei mir selbst danach das Bild des Ganzen entworfen ist, scheue ich mich das Einzelne zu berühren. Wer von den Griechen spricht, versündigt sich leicht an der Vorwelt, oder der Nachwelt, und wem die Menschheit heilig ist, soll keins von beiden thun. Anderntheils ists überhaupt mit meiner Schriftstellerei ein armseliges Ding. Ich gehe immer durch eigentlichen Selbstzwang mit Furcht und Besorgniß daran. Wenn

ich mich hinsetze, halte ich die Zeit schon für verloren, weil mir nur selten etwas auch nur halb gelingt. Ich schreibe mit sehr vieler Mühe. Auch liegt der Fehler tiefer. Das Lernen und Wissen hat für mich zu viel Reitz und zu große Wichtigkeit. Ich versäume wenn nicht das Denken überhaupt, doch das recht deutliche auseinandersetzende Denken darüber, was zum Schreiben nothwendig gehört, und [was man] fast nur durch das Schreiben gewinnt. — Wie ich aber so schwatzhaft werde, da ich von mir rede? Verzeihen Sie mir ja. Ihrem Urtheil über Wolf stimme ich ganz bei und schreibe nächstens mehr darüber. — Für Schillers Empfohlenen ist leider auch hier nichts zu thun, noch weniger seit Herzberg todt ist, der noch allein wissenschaftliche Dinge protegirte. — — Tausend Empfehlungen von meiner Frau und mir an Sie und alle die Ihrigen.

Ihr

Humboldt.

Meine Adresse ist: Berlin auf der Jägerbrücke im Humboldtschen Hause.

9.

Tegel, 23. November 1795.

Recht lange schon, liebster Freund, hatte ich mich nach einem Briefe von Ihnen gesehnt und

schon war ich im Begriffe Sie selbst um die Ursache Ihres Stillschweigens zu befragen, als ich Ihre letzten freundschaftlichen Zeilen erhielt. Auch mir ist es ein überaus großer Genuß, einen lebhafteren und minder unterbrochenen Ideenwechsel mit Ihnen zu unterhalten, und ich freue mich herzlich der Hofnung, die Sie mir dazu machen. Ich selbst kann jetzt um so sicherer recht große Pünktlichkeit versprechen, als ich mich mehr als je von uninteressanter Correspondenz losgemacht und bloß auf meine vertrautesten Freunde eingeschränkt habe. Auch lasse ich es mich nicht reuen, wenn ich dem Briefschreiben mehr Zeit widme, als sonst billig scheint, da kaum noch eine andere Beschäftigung durch die Ideenentwickelung, die sie so gelegentlich veranlaßt, gleich wohlthätig auf mich wirkt.

Die Freude über Schillers poetische Produktionen theile ich völlig mit Ihnen. Auch mir scheinen sie ein untrüglicher Beweis seiner wieder mehr gestärkten inneren Kraft, und seiner hergestellten Gesundheit. Sie haben eine meiner interessantesten Beschäftigungen in den vergangenen Monaten ausgemacht, und mir manche neue Aufschlüsse über Schillers Genie gegeben, manches ältere Urtheil dagegen auch aufs neue bestätigt. Das Reich der Schatten und die Elegie sind unstreitig die beiden schönsten Stücke darunter und die gehaltvolle Tiefe des ersteren und das poetische Leben des letzteren zeigen auf eine wunderbare Weise den Umfang und die Vielseitigkeit des Geistes, dessen

Früchte sie sind. Je länger ich mit Schiller umgehe, desto merkwürdiger und origineller erscheint mir seine intellektuelle Individualität und ich weiß niemanden in alten und neuen Zeiten, der mit ihm verglichen werden könnte. Da er, wie Sie wissen, gern mit seinen Freunden über sich raisonnirt, seine mannigfaltigen Werke mir so vielfältige Veranlassung über ihn nachzudenken geben, und er mich selbst mehr als einmal zu ausführlichen Urtheilen auffoderte, so habe ich dadurch nach und nach ein Bild von ihm in mir entworfen, dem, glaub' ich, an Wahrheit in den Hauptzügen nichts, und an Vollständigkeit nur soviel fehlt, als bei einem so vielseitigen, sich immer in wechselnden Gestalten wieder neu reproducirenden Genie nothwendig fehlen muß. Nur ist die Schwierigkeit, dieß Bild bestimmt in Worten auszudrücken, freilich unendlich groß. Das Letzte, worauf sich alles zurückführen, und woraus sich alles erklären läßt, könnte man vielleicht die Alleinherrschaft des Geistes, der inneren Kraft nennen, die ihn sowohl gegen die äußeren Einwirkungen des Zeitalters, die Umstände u. s. f. als gegen die inneren der Sinnlichkeit, der bloßen Empfänglichkeit, des bloßen pathologischen Charakters frei bewahrt, und selbst in der Art, wie die Natur auf ihn einwirkt, ein selbstbestimmtes eigenes Verhältniß festsetzt. Dadurch unterscheidet er sich so sehr von allen Alten, denen er doch wieder so nah ist, dadurch von den Neueren, die ihrem Geist, wie z. B. Göthe folgen, dadurch von allen andern unter

den letzteren, die wie Shakespeare, Arioſt u. ſ. ſ. einen verſchiedenen Weg, aber immer einen gehen, der mehr der Natur als der Freiheit angehört. Auf Schillers Wege, glaube ich, liegt der höchſte Gipfel der Dichtkunſt, aber ich wage nicht zu ſagen, ob auch ein erreichbarer? Gewiß aber iſt es, daß, weil dieſer Weg zugleich die höchſten Foderungen an das Genie des Dichters und an den Geſchmack ſeiner Leſer macht, man noch oft in der That mit höchſtem Unrecht, aber dem Scheine nach, mit großem Recht an Schillers Dichterberuf zweifeln wird. Je mehr ich hoffe, hierin Ihrer eignen Meynung zu begegnen, deſto mehr wünſche ich, es von Ihnen ſelbſt zu hören und ich bitte Sie dieſen Punkt mit einem Wort in Ihrer Antwort zu erwähnen. Nichts iſt mir ſo lieb als dieſe Art der Kritik, und die Umſtände haben gewollt, daß ich auch öftere Gelegenheit erhielt, mich in ihr zu üben. Daher komme ich ſo leicht an jeder Art der Beſchäftigung auf ſie zurück.

Aus dieſem Grunde habe ich jetzt auch aus dieſem Gebiet einen Stoff zu einer eigenen Arbeit genommen, an die ich jetzt mit allen meinen Kräften zu gehen denke. Sie wiſſen, daß ich mich ſchon ſehr lange mit den Griechen beſchäftige; Sie wiſſen freilich auch, daß ich eine große Scheu hatte, von dieſen Beſchäftigungen öffentlichen Gebrauch zu machen; aber ungeachtet ich hierüber auch jetzt noch ebenſo denke, als ich Ihnen vor einigen Wochen ſchrieb, ſo haben doch mehrere zuſammentreffende Umſtände, aber vorzüglich Schillers

freundschaftliche und dringende Ermunterungen mich anders bestimmt. Ich denke nemlich eine Charakteristik des griechischen Geistes zu entwerfen. Dieß wäre die Idee des Ganzen; fürs erste würde ich mich nun bloß auf den Dichtergeist beschränken. Zweitens würde ich den Gegenstand mehr ästhetisch als historisch behandeln. Es ist nemlich nicht meine Absicht eine Geschichte der Griechischen Dichtkunst zu entwerfen, in die ich jeden verschiedenen Zug der griechischen Dichter sammlen, ordnen, und die Griechische Poesie von ihren Anfängen bis zu ihrem Verfall schildern müßte. Aber trotz der Verschiedenheiten der Griechischen Dichter, ungeachtet dessen, daß der Name Griechen ein Collectivum ist, in dem höchst verschiedene Individualitäten verbunden sind, giebt es doch in allen Griechischen Dichtern Einen unverkennbaren Geist, durch den sie alle einander gleich sind, denselben Geist, den wir meynen, wenn wir vom Griechischen Geist schlechtweg reden, wenn wir die Griechen mit den Romanen, oder die Alten mit den Neueren vergleichen. Dieser eigentlich ist es, den ich zu schildern gedenke. Alles dagegen, was diesen nicht athmet, oder wenigstens für ihn gleichgültig ist und ihn nur schwach verräth, übergehe ich ganz, stelle zuerst dasjenige hin, was ganz von ihm durchdrungen ist, und knüpfe an diese Hauptfigur nun das Uebrige an. Hier erwähne ich allerdings dann auch die Verschiedenheiten und Abartungen, aber nicht sowohl um ihrer selbst willen, als um vermittelst ihrer das Hauptbild mehr ins Licht zu stellen. Die ganzen Dichter,

an die ich mich vorzüglich zu halten habe, sind, meinen jetzigen Begriffen nach, fast nur: Homer, Sophocles, Aristophanes, Pindar. Hernach aber freilich Stücke aus allen zusammengenommen. Ueber die Hauptidee bin ich mit mir einig. Die bloß Gelehrsamkeit fodernden Vorarbeiten sind in Rücksicht auf die Dichter so gemacht, daß ich wohl überall gut zu Hause bin, auch die Uebersetzung der Stücke, deren ich mehrere zu Beweisstellen zu brauchen gedenke, wird schon gelingen, aber das Schwierigste ist die Anordnung. Der Himmel gebe, daß an dieser der ganze Entwurf nicht scheitere. Auf alle Fälle denke ich den Gegenstand in kleine Stücke zu theilen, die gute Aufsätze für die Horen geben, und mich nach und nach zu dem Ganzen kommen lassen. Indeß möchte ich doch auch hier gleich eine gute Auswahl und zweckmäßige Ordnung treffen.

Vielleicht fange ich mit den Chören an. — Sie sehen, daß ich Ihre gütige Aufforderung zur Schriftstellerei recht warm ergreife. Lassen Sie es nicht bei der ersten Aufforderung bewenden. Antworten Sie mir bald über den Plan überhaupt, und lassen Sie uns dann über das Einzelne uns gegenseitig unsre Gedanken mittheilen. Schiller ist sehr dafür, auch darum, weil dieser Stoff nicht leicht in die Hände eines Andern kommt, der zugleich eignes Studium der Quellen mit den ästhetischen und philosophischen Foderungen in dem Maaße verbindet, daß ich auch hier nicht durch die Concurrenz muthlos werden dürfte. — Diesen schreibe ich heute noch wegen Schlegels Auf-

satz. Danken Sie diesem indeß für seine Diotima, die mir sehr viel Freude gemacht hat, und über die ich ihm Nächstens schreibe, wenn er mir dann mein unverzeihliches Stillschweigen verzeihen will. Adieu! Tausend Empfehlungen von uns an die Ihrigen.

Ihr

Humboldt.

10.

Berlin, 3. May 1796.

Ich habe eine böse Schuld gegen Sie auf dem Herzen, liebster Freund. Ihr letzter Brief, den ich erst heut beantworte, ist vom 9. Februar. Aber Schiller, bei dem Sie dieser Brief doch hoffentlich noch findet, wird Ihnen sagen, wie schlimm dieser Winter meiner Zeit, meiner Muße und meinen Stimmungen mitgespielt hat. Wenn es mir nicht unangenehm wäre, unangenehme Dinge noch erst zu recapituliren, so könnte ich Ihnen eine lange Litaney aufzählen. Das Beste ist jetzt, daß wir jetzt mit der Ankunft des Sommers einer angenehmeren Aussicht entgegensehen und daß ich meinen langen Wunsch, Sie, mein Theurer und die Ihrigen, wieder eine Zeitlang zu genießen, seiner Erfüllung nahe sehe.

Die Gesundheit meiner Frau wird es höchst wahrscheinlich nöthig machen (denn völlig und aus-

gemacht gewiß ist es noch nicht), daß wir den Sommer Karlsbad besuchen. Der Arzt will bis zu Ende dieses Monats den entscheidenden Ausspruch thun, und fällt derselbe bejahend aus, so reisen wir am ersten Juni von hier ab. Die Reise nach Karlsbad selbst ist mir sehr unangenehm. Sie stört mich bloß, und bietet mir fast keine Entschädigung an; selbst die Hofnung der guten Wirkung des Bades auf meine Frau ist sehr zweifelhaft. Ebenso sieht auch meine Frau die Sache an.

Desto herzlicher freuen wir uns eben beide auf das Vergnügen, Sie und die Ihrigen zu sehen. Wir haben uns so eingerichtet, daß wir eine volle Woche bleiben können, und ich sehe mit inniger Sehnsucht diesen Tagen entgegen. Denn daß Sie vom ersten Juni an wieder in Dresden sind, ist doch wohl keinem Zweifel unterworfen. Nach allem, was mir Schiller bisher geschrieben, hoffe ich es sicherlich.

Sie nehmen in Ihrem letzten Briefe einen so gütigen Antheil an meinem Plan über die Griechen, und wenn noch etwas aus der Sache wird, hoffe ich Ihre Winke zu benutzen. Allein beinah habe ich sie wenigstens für jetzt und in dieser Art aufgegeben. Als ich ein wenig tiefer hineinzugehen anfing, und die Menge des bisher Gesammelten überschlug, fand ich, daß ich ungeheuer viel von Belesenheit nicht sowohl einmal in den Alten selbst, als in den Arbeiten der Neueren über sie nachzuholen haben würde, und ich sah voraus, daß ich in den nächsten Jahren nicht

einmal einen festen Aufenthalt, viel weniger die Nähe einer guten Bibliothek haben würde. Es würde daher eine sehr unterbrochene und unvollkommene Arbeit geworden seyn, in der ein andrer mit den nöthigen Hilfsmitteln versehener mit der Hälfte der Zeit und Mühe das Doppelte geleistet haben würde. Indeß hat mich dieß nur von dem Plan in seiner größten Ausdehnung zurückgeschreckt. Die Hauptseiten des griechischen Charakters aus einigen wenigen Hauptfactis herzuleiten, habe ich immer noch große Lust. Nur ist dieß gerade, da es das Resultat jener ganzen großen Arbeit seyn müßte, auch doppelt schwer, wenn man sich jener überheben will. Dieser Winter ist gar für meine Studien überhaupt, besonders aber für die griechische Literatur sehr unfruchtbar gewesen. Ich habe mich mehr mit neuerer, vorzüglich Englischer Literatur, worin ich sehr zurück bin, bekannt gemacht. Ich richte dabei mein Augenmerk vorzüglich auf den Stil. Denn daß ich diesen bei mir ganz und gar umschaffen muß, ich mag nun über die Griechen oder die Hottentotten schreiben, ist sehr gewiß. Die Engländer, soviel ich sie bis jetzt kenne, sind mir zwar ganz und gar nicht klassische Muster des Stils, aber sie haben gerade die Eigenschaften, und manchmal möchte man sagen im Uebermaaß oder wenigstens zum Nachtheil anderer höherer Vorzüge, die es mir immer sehr viel Mühe machen wird, nur in irgend hohem Grade zu erreichen: Klarheit, lichtvolle Ordnung und eine leichte Zierlichkeit. Hume ist in diesen

Stücken, wie mir scheint, in der That meisterhaft, denn daß er auch so oft seicht, immer so kalt und nicht selten weitschweifig ist, gehört nicht eigentlich hieher zu rügen. Ein Buch, aus dem ich auch viel Vortheil gezogen zu haben glaube, sind Johnsons Leben englischer Dichter. Vorzüglich habe ich darin den Dryden und Pope mit anhaltendem Vergnügen gelesen. Ich sehe voraus, daß das Bestreben, meinen Stil zu vervollkommnen, mich sehr große Mühe und unendlich viel Zeit kosten wird, aber ich halte dieses Opfer für schlechterdings nothwendig. Ich bin überzeugt, daß es jetzt möglich ist, ungleich besser zu schreiben, als jene früheren Engländer und Franzosen es konnten; ich glaube sogar, daß der Deutsche vorzüglich geschickt wäre, sehr viel Gehalt mit einer fast durchaus vollkommenen Form zu verbinden, aber eben darum muß dieser Gipfel auch ungleich schwerer zu erreichen seyn. Einzelne Stücke in Schillers Aufsätzen lassen mich schlechterdings nichts vermissen, aber im Ganzen scheint freilich auch mir sein Stil mehr eminent und charakteristisch als klassisch. Beim Stil fällt mir Ihr Schlegel in Dresden ein. Ich bin ihm seit dem December eine Antwort schuldig, und ich bin in der That in Verlegenheit darüber. Er hat mir einen überaus langen Brief geschrieben, der offenbar Stoff genug enthält, um ganze Bücher daraus zu machen, mir aber stellenweis so unverständlich, und im Ganzen so übermäßig reichhaltig an vielen Ideen, deren keine bis zur nahen Möglichkeit, sie zu ergreifen

und zu behandeln ausgeführt ist, war, daß ich ungeachtet ich ihn oft wiedergelesen habe, ihn nirgends recht anzufassen und zu beantworten weiß. Auch ein Theil seiner Beiträge zur Kenntniß der Griechen ist mir im Manuscript zugekommen. Allein auch darüber muß ich dasselbe Urtheil fällen. Ueberall großer Gehalt von vielen zum Theil treflichen Ideen, aber Mangel an Klarheit, Entwicklung, und Ordnung. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Brüdern, welche den Stoff und die Form beinah unter sich getheilt zu haben scheinen, ist mir sehr merkwürdig. Ich bin überzeugt, daß der jüngere in Dresden zu etwas Großem bestimmt ist, aber ich fürchte, er giebt sich nicht Zeit und Ruhe genug, es zu werden. Wenigstens ist das Einzige, was mich, da ich in Vortrag und Stil leider mit ihm in Einer Kategorie stehe, über mich selbst beruhigt, das, daß ich noch nicht eigentlich als Schriftsteller aufgetreten bin, und also noch weder dem Publikum eine bestimmte Idee, noch mir dadurch eine bestimmte Form gegeben habe. In einem solchen Falle, dünkt mich, kann man sich nicht Bestimmbarkeit genug erhalten. — Ich muß hier schließen. Sagen Sie mir womöglich mit zwei Zeilen, ob ich Sie vom 1. Juni an auch wirklich in Dresden finde, und empfehlen Sie mich und meine Frau aufs freundschaftlichste den Ihrigen. Wir freuen uns so innig Sie alle wiederzusehen.

Ihr

Humboldt.

II.

Jena, 7. März 1797.

Mit herzlicher Freude packte ich neulich das Göthesche Gedicht für Sie ein, liebster Freund, im Vorgefühl des Genusses, den es Ihnen verschaffen würde. Gewiß kommt es auch Ihrem Urtheil nach, Göthens besten früheren Produkten gleich, und sein episches Genie zeigt sich hier schon in seiner vollen Größe. Er ist jetzt in der Mitte der Arbeit der letzten Gesänge und denkt sie noch hier zu vollenden; Schiller scheint — denn gesehen habe ich noch nichts davon — mit gleichem Glück mit seinem Wallenstein beschäftigt, und ich habe eine unendlich interessante Existenz zwischen ihnen beiden, wie sie beide jetzt gerade in dem Feuer der Composition sind. Besonders ist es ein reichlicher Anlaß über die epische oder tragische Bestimmung beider zu dissertiren, und dieß führt uns gewöhnlich tief in das Wesen der Tragödie ein. Es ist in der That wunderbar, wie in dieser das Lyrische mit dem Epischen zusammen kommt, und gewiß ist es unendlich schwer den getrennten Antheil und die Verbindung beider gehörig zu bestimmen. Unläugbar kommt das Trauerspiel mit beiden im Ganzen überein; wie der lyrische Dichter arbeitet der tragische auf eine bestimmte Empfindung hin, wie der epische legt er eine Fabel an und stellt eine Handlung dar. Wie dieser ist er, nach der Verschiedenheit seiner Indivi-

dualität, entweder trocken und naiv, oder sentimental, wie jener. Das Charakteristische der Tragödie kann ich in nichts anderm finden, als daß der Dichter durch Einen Streich, durch die Darstellung einer Katastrophe, durch das Ereigniß Eines Moments wirken will. Im Ganzen ist dieß zwar jeder dramatischen Produktion eigen, indeß braucht die Komödie es doch weniger nothwendig, und kann sich mehr, da sie eigentlich vorzüglich auf den Verstand wirkt, mit bloßen Lebensschilderungen, wenn sie auch weniger zu Einer Handlung verknüpft sind, begnügen. Die Tragödie aber muß schlechterdings nur auf den Einen Punkt hinwirken, nichts in ihr muß anders, als in Beziehung auf diesen dastehn, daher arbeitet sie immer in die Tiefe, da hingegen der epische Dichter mehr Breite hat, eine größere Ruhe blicken läßt, und eine größere wieder hervorbringt.

Aus diesem ursprünglichen Charakter fließen auch nun die beiden Haupteigenthümlichkeiten der Tragödie her, die innere, die man gewöhnlich durch die Erregung des Schreckens und des Mitleids ausdrückte, und die äußere, daß die Handlung als selbst in dem Augenblick gegenwärtig aufgeführt wird. Ueber das Mitleid zwar, glaube ich, ließe sich viel sagen; was wir gewöhnlich so nennen, ist, dünkt mich, keine eigentliche Ingredienz der ächt tragischen Stimmung. Das Pathetische, das diese mit sich führt, ist, wie es mir scheint, zu groß für jene, ihrer Natur nach schwächere Empfindung, die Hauptfigur wird in der

guten Tragödie zu hoch gehalten, als daß für sie nicht jenes Gefühl in ein höheres übergehen sollte. Wenigstens erinnere ich mich aus eigner Erfahrung, daß ich das eigentlich und bloß Rührende öfter für Nebenpersonen, als für den eigentlichen Helden empfunden habe. Die Thätigkeit und die Charaktergröße, in der dieser erscheint, hebt, gegen sein Leiden abgewogen, die andre Wagschale in die Höhe, und so stimmt sich das Gemüth für ihn in eine größere Ruhe, oder knüpft sein Schicksal unmittelbar an den Gang der Natur und die Begebenheit überhaupt an. Eine eigene Sache ist es mit Schillers Karlos. Karlos — ich schreibe bloß meine Empfindung ab — flößt eigentliches Mitleid ein, für sein Schicksal weiß das Gemüth keinen andern Beruhigungsgrund zu finden, als etwa den, daß ein solcher Charakter zu groß, sich von den Umständen unterjochen zu lassen, und zu zart, sie selbst zu beherrschen, eigentlich nicht für das Leben gemacht war. Bei Posas Tode hingegen ist die Empfindung um vieles männlicher. Er that, was er konnte, und ging darin unter. Allein Karlos und Posas Verhältniß zum Ganzen des Stückes ist auch, wie es mir immer geschienen hat, äußerst schlüpfrig, und es wird schwer zu sagen, wer eigentlich die Hauptperson ist? Daß aber, wie im Meister so treffend auseinandergesetzt ist, in der Tragödie immer der Mensch im Kampf mit dem Schicksal gezeigt wird, das muß schlechterdings jene schlagende Empfindung, jenen ächt tragischen Moment hervorbringen, oder vielmehr, wenn

dieser da seyn soll, wird jenes nothwendig erfodert. Hierin liegt, dünkt mich, der auffallendste Unterschied des epischen und tragischen Stoffs und der epischen und tragischen Behandlung. Der epische Dichter stellt mehr die Thätigkeit, die Größe, das Leben des Handlens ins Licht, dadurch erhält er mehr Breite, mehr Glanz, mehr Ruhe. Der tragische verweilt mehr bei der Abhängigkeit vom Geschick, und drängt auf den entscheidenden Augenblick, in welchem diese erscheint, alle Mittel zusammen, die sein Stoff ihm darbietet. Er bekommt dadurch mehr Tiefe, versetzt aber auch das Gemüth in eine unruhvolle Bewegung.

Die Neigung zu diesen Empfindungen nun, damit ich auf die Hauptsache komme, kann nur aus einer lyrischen Stimmung hervorgehen. Nur ein schon tief in sich selbst bewegtes Gemüth kann eine Begebenheit in ihrem tragischen Momente auffassen, und der tragische Dichter muß wirklich seine Zuschauer auf die Katastrophe ebensogut lyrisch als episch vorbereiten.

Allein wenn einmal der Gedanke, — möchte ich sagen, — der Tragödie empfangen ist, dann muß, wenn die volle Wirkung nicht verfehlt werden soll, die Behandlung mehr episch, als lyrisch seyn. Nur auf diese Weise ist Handlung und Leben erreichbar, ohne die der Zuschauer nicht aus sich selbst in eine fremde Welt hinaus tritt, sich ihn aneignet und sich selber vergißt, worauf doch alles ankommt. Hierin liegt sicherlich ein großer Vorzug der Neueren vor den Alten. Das ächt Tragische ist unstreitig stärker in

den letzteren, aber die Behandlung ist zu lyrisch; der Stoff so einfach, die Bewegung so sparsam, daß der Zuschauer, auch ohne noch, wie nun doch noch überdieß geschieht, ausdrücklich darauf geführt zu werden, immer zu viel Anlaß übrig behält, in sich zurückzugehn; und die Composition selten streng genug, um ihn mit hinlänglicher Nöthigung zu binden. Der höchste tragische Effekt, den ich mir denken kann, wäre der, wenn die ursprüngliche Stimmung vollkommen lyrisch, die Ausführung aber recht episch wäre, wo das Lyrische so wenig als möglich unmittelbar, und im höchsten Grade in der That und Wirkung aufträte.

So, glaube ich, muß das Epische und Lyrische in der Tragödie miteinander verbunden seyn, und ebendanach muß, dünkt mich, die Anlage zur Tragödie beurtheilt werden. Nur dem lyrisch Gestimmten kann sie eigentlich gelingen, der Epische wird schwerlich je die volle Wirkung erreichen. Dieß scheint mir an Göthe und Schiller offenbar. Schillers Stücke haben beständig, und was man auch dagegen hat sagen mögen, einen großen und tiefen Effekt gemacht, ein sicheres Zeichen, daß er, aller übrigen Mängel ungeachtet, im Besitze der tragischen Kunst ist. Göthe'n ist dieß eigentlich nie gelungen. Für die Aufführung sind sie alle verloren, und außer dem Götz entsteht auch beim Lesen bei allen übrigen ein größerer Eindruck durch einzelne Schönheiten als durch das Ganze. Daß Schiller mehr Anlage zum Lyrischen hat, ist unläugbar; und Göthes Beruf zum Epischen scheint sich

immer mehr zu bestätigen. Sonderbar ist es, daß in der Composition ihrer Stücke eigentlich doch Schiller mehr Leben und Bewegung, Göthe dagegen (in Egmont, der Iphigenie, selbst Götz) mehr eigentlich Lyrisches, mehr Sentimentalität hat. Dieß erkläre ich mir indeß aus der größeren inneren Energie, die dem lyrischen mehr als dem epischen Genie eigen ist. Dieses ist ruhiger, beschauender, empfänglicher, jenes von allem diesem das Gegentheil. Vielleicht nie bisher hat sich dieß so interessirend gegen einander abgesetzt, als in Göthe und Schiller, wozu selbst das noch beiträgt, daß jener mehr antik, dieser durchaus modern gebildet ist. Auch darin zeigt es sich so klar, daß wie beide den Weg der Poesie verlassen, der eine sich zur Beobachtung der Natur, der andre zur Spekulation wendet. Am Ende kommt dieß alles freilich auf den Unterschied idealistischer und realistischer Naturen hinaus, die Schiller so gut entwickelt hat. Allein jede lyrische Natur muß, da in dem Innern des Menschen kein so bestimmtes und fertig liegendes Objekt vorhanden ist, als die Natur außer ihm immer bleibt, schlechterdings einigermaßen idealistisch seyn. Darum schon wird, wenn, um tragisch zu wirken, der lyrische und epische Dichter beide aus ihrem Kreise heraustreten müssen, dieß dem letzteren immer besser gelingen. Gewiß aber gehört zur Tragödie die höchste Selbstthätigkeit, und sie ist mir schlechthin die größeste Exemtion des poetischen Genies.

Ich habe mich so gehen lassen, alles hinzu-

schreiben, was mir über diesen Gegenstand einfiel, weil ich wünschte, daß auch Sie jetzt mehr darüber nachdächten, da uns Schillers Wallenstein gewiß bald Veranlassung giebt diese Dinge recht lebhaft unter einander zu debattiren, und weil sie mich wegen einer Arbeit, die ich seit dem Anfange dieses Jahres unter Händen habe, doppelt interessiren.

Stellen Sie Sich nun vor, liebster Freund, daß ich es gewagt habe, eine Uebersetzung des Agamemnon des Aeschylus zu unternehmen, und wirklich schon über ein Drittel des Ganzen vollendet habe. Die Schwierigkeiten haben mich nicht abgeschreckt, und Göthe, dem ich meine Arbeit gezeigt habe, nimmt lebhaften Antheil daran, und ist zufrieden damit. Ich würde auch Ihnen das Fertige schicken, aber ich mag mir die Freude nicht verderben, Ihnen, wenn ich nach Dresden komme, mehr vorlesen zu können, als jetzt fertig ist. Ich hoffe alsdann wenigstens Agamemnons Ankunft und die Scene mit dem Purpur vollendet zu haben. Die Arbeit geht mir sehr langsam, indeß doch ununterbrochen von Statten. Das Letzte danke ich meinem Eifer für die Sache, das Erste rühret von der Schwierigkeit her, die mir der Versbau macht. Ich bin darin nicht geübt genug, und habe um wenigstens nicht ganz die Aeschyleische Majestät zu verlieren, eine andre als die gewöhnliche Art Jamben gewählt. Ich habe die Griechischen durchaus nachgemacht, und obgleich dieß einige Freiheiten gewährt, so bringt es

doch auch einen noch schlimmeren Zwang mit sich, der Anapästen und Chöre nicht zu gedenken.

Indeß ist dieß die Arbeit nicht, von der ich Ihnen schon vor längerer Zeit einmal schrieb und die ich nur jetzt, da der Tod meiner Mutter und andre zusammentreffende Umstände mir unvermeidliche Störungen machten, liegen zu lassen genöthigt war. Diese letztere ist von größerem, und nur beinah zu großem Gehalt, und ich hoffe sehr viel mit Ihnen darüber zu reden, und freue mich im Voraus der Unterstützung, die mir Ihr Rath gewähren wird. Da mein Brief schon sehr lang ist, will ich nur mit wenigen Worten das Wesentliche davon erwähnen.

Sie wissen, daß ich mich schon lange mit dem Studium von Charakteren und der Vergleichung verschiedener beschäftige. Meine Aufsätze in den Horen entsprangen ganz und gar aus Untersuchungen dieser Art. Am meisten interessirte mich schon längst der Charakter der Zeit insbesondre der unsrigen, und noch mehr brachte mich die Beschäftigung mit den Alten oft hierauf zurück. Dieß zusammengenommen bewog mich, die Charakteristik unserer Zeit, und weil man die Zeit eigentlich nicht so augenblicklich nehmen kann, die des 18ten Jahrhunderts überhaupt zum Vorwurf meines Nachforschens zu machen. Seit beinah einem Jahre habe ich mich anhaltend mit diesem Plan beschäftigt und vorzüglich darüber nachgedacht, wie es möglich seyn möchte, den ungeheuren Umfang dieses Stoffes so zu behandeln, daß sich seine Extension in

Intension zurückdrängt, was gewiß möglich ist, sobald man es nur dahin bringt, sich recht eigentlich in den Mittelpunkt desselben zu versetzen.

Ich fühle indeß, daß es nothwendig seyn würde, über die Natur und die Eigenschaften einer solchen Charakteristik vorher eine Einleitung vorzuschicken, und wirklich hatte ich schon*) — —

12.

Wien, den 10. August 1797.

Endlich, liebster Freund, sind wir seit dem 6ten hier angekommen. Wir haben unsre Reise schneller vollendet, als unser Plan war, und sind von Prag aus ununterbrochen gefahren, etwa 4 Stunden ausgenommen, die wir in Iglau ausgeruht. Die größere Fatigue, die mit dieser Schnelligkeit verbunden war, hat weder uns noch den Kindern geschadet. Wir sind alle wohl, und meine Frau hat sogar die Tage über, wo wir schlechterdings bloß im Wagen saßen, gar kein Fieber gehabt. Leider aber hat es sich hier wie-

---

*) Hier ist im Originalbrief der zweite Bogen vollendet. Der Schluß lag mir nicht vor.

der wie gewöhnlich und ebenso als in Dresden eingefunden.

Wir haben diese ersten Tage noch mit unsern Einrichtungen zu thun gehabt, und sind bis jetzt nur so eben damit fertig. Wir haben nebenher nur das Aeußere der Stadt ein wenig in Augenschein nehmen können, und ich habe noch so gut als niemand gesprochen. Der Eindruck, den Wien auf den Reisenden macht, ist bei weitem nicht so groß, als ich ihn mir versprochen hatte. Die Straßen sind zu eng, die Plätze zu klein, als daß man von irgend einem Standpunkt einen eigentlich großen Anblick haben könnte; selbst die schönsten Gebäude stehen versteckt, und müssen einzeln herausgesucht werden. Der Strom trägt zur Verschönerung der Stadt gar nicht bei, da er eigentlich nur vorbeifließt, und also nur beim Hereinkommen gesehen wird. Dennoch gefällt mir Wien außerordentlich. Die Menge von Menschen, das ewige Umtreiben dieser großen Masse, der Reichthum und Wohlstand, den man durchaus herrschen sieht, und dann die Fröhlichkeit, und ein gewisser leichterer Humor der Bewohner, als man ihn im nördlichen Deutschland gewohnt ist, machen eine überaus angenehme Wirkung. Von der Gallerie ist meine Frau — ich war noch nicht dort — überrascht worden. Weder die Zahl noch den Werth des Einzelnen soll man sich gewöhnlich so bedeutend vorstellen, und besonders soll ein wahrer Reichthum an schönen Corregios und Titians da seyn, auch zwei treffliche Raphaels, die deutsche Schule nicht einmal

gerechnet. In der Comödie waren wir vorgestern. Die Schauspieler gefielen uns nicht sonderlich, aber desto mehr der Tanz in dem großen Ballet, vorzüglich die Casantini, und die beiden Tänzer Vulcani und Giulio Vigano, nicht der, den Sie einmal in Dresden sahen. Die Casantini hat bei weitem nicht die Grazie der Vigano, aber sie ist ungleich mehr Tänzerin, und verbindet eine unglaubliche Kraft mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit. Ich habe unaufhörlich bei diesem Ballet an Sie gedacht, und ich wünschte gar sehr, da diese Kunst Sie so sehr interessirt, daß Sie mehr davon selbst sehen könnten. Es war ein großes pantomimisches Ballet Abaye und Cona. Die Anordnung des Ganzen aber taugte so wenig, daß man sich allein an den Tanz der besten Subjekte halten mußte; es waren also auch hier wieder nur Solos und Pas de deux. Mir ist dabei von neuem auffallend gewesen, wie groß die Gewalt des Rhythmus ist. Eine nicht unbedeutende Anzahl der gewöhnlichen Balletvorstellungen gehören ganz und gar nicht zu den graziösesten. Es ist oft ein Auseinanderbreiten der Glieder, das einzeln genommen, nicht schön erscheinen würde. Aber daß dieß alles rhythmisch geordnet ist, daß eins wie aus dem andern hervorfließt, daß es immer kleine Parthien von Bewegungen giebt, die ebenso, als einzelne Verse im Metrum geschlossene Ganze ausmachen, und so zu größeren mit einander verbunden sind, darauf, dünkt mich, beruht allein die Wirkung. Diese Wirkung wird, wie es mir vor-

kommt, dadurch noch beträchtlich erhöht, daß der Rhythmus im Tanz lebendiger erscheint, als in der Musik; in dieser ist es ein Rhythmus bloßer Töne, in jenem lebendige Glieder einer ganzen Organisation, der Seele und des Menschen selbst. Zwar könnte es seyn, daß diese Ansicht nur subjektiv wäre, aber für mich ist der größte Reiz des Tanzes gerade der, daß die menschliche Organisation darin so groß und so schön erscheint, daß Schönheit, Harmonie und Rhythmus in den Bewegungen diesen Wesen unentbehrlich, und ihr höchster Ausdruck nur diesem Körperbau erreichbar scheint. — Bei der Vereinigung der Musik mit dem Tanz bin ich noch nicht recht einig, ob nicht die erstere doch eigentlich dadurch verliert. Mir scheint es allerdings; ihre größeste, tiefste, seelenvollste Wirkung kann sie, dünkt mich, nur allein, nicht in dieser Begleitung machen. Zwar habe ich freilich von dem eigentlich großen Tanz, der Leidenschaften erregt und tragische Rührung erweckt, noch keinen Begriff. Die Vigano hatte allerdings etwas, das daran gränzte, eine Wahrheit und Natur, die in der That hinriß, und hierin steht ihr die Casantini weit nach. Aber das eigentlich Große und Tiefe der Musik muß doch durch die magische Kraft der Töne, durch die sie die innersten Gefühle aufregen, hervorgebracht werden, und dieß fodert, dünkt mich, eine solche Sammlung des Gemüths, ein solches Dunkel und solche Stille, daß nothwendig etwas verloren gehen muß, wenn, wie beim Tanze, ein so klarer und noch dazu für sich kalter

Sinn, als das Auge ist, hauptsächlich mit ins Spiel tritt. Dagegen gewinnt vielleicht die Musik, wenn das Spiel der Gebehrden und Bewegungen nicht für sich selbst gelten will, wie in unsern Tagen, sondern sich begnügt, durch seine Begleitung nur den Ausdruck des Rhythmus zu verstärken. Wenigstens thut eine einfache und edle Gestikulation in großen Opern eine sehr schöne Wirkung. Darum war es vielleicht sehr zweckmäßig, daß bei den Alten der musikalische Tanz des Chors eigentlich nur ein rhythmisches Hin- und Herschreiten war. Selbst der Stillstand in dieser Bewegung, der auch bei ihnen vorkam, muß dann bedeutend werden.

Ihren lieben Brief habe ich gestern bekommen, und mich unendlich gefreut, wieder etwas von Ihnen zu hören. Wie herzlich danke ich Ihnen für das, was Sie über Ihre Empfindungen gegen mich sagen, aber sehr merkwürdig ist es mir gewesen, die Urtheile zu hören, die Sie über Sich selbst fällen. In wenigen Menschen, eigentlich in keinem, habe ich ein solches Gleichgewicht bemerkt, als in Ihnen, und doch ist es gerade das, sagen Sie, was Sie noch etwas in sich vermissen. Indeß ist es gewiß wahr, daß Sie jede Sache mit einem Eifer und einer Wahrheit angreifen, die eine völlige Ruhe dabei nicht vertragen, und immer mehr oder weniger afficiren. Selbst was Sie mir von der Verstimmung erzählen, welche die Unlust Ihres Carls zum Einnehmen in Ihnen bewirkte, zeugt dafür. So etwas wäre in mir nicht leicht möglich.

Aber es ist auch sehr offenbar, welches hier das Zeichen der besseren und kräftigeren Natur ist*). — —

13.

Wien, 12. September 1797.

Grüßt mir die Gold Orangen sehr,
Wir reisen nach Paris,
Wir sehn Italien nicht mehr,
Hier ist der Graf von Fries.

Meine Frau hat Sie, liebster Freund, in ihrem Brief an Dorchen auf eine merkwürdige Nachricht von uns aufmerksam gemacht, und ich kann Ihnen diese nicht besser mittheilen, als in den obigen Versen, die unser kleines Mädchen neulich in der Begeisterung selbst componirt und gesungen hat. So wenig man eben sonst den Poesien und noch dazu den Kinderpoesien trauen kann, so wahr ist leider der Inhalt dieser Zeilen. Wir gehen in der That nicht nach Italien, und gehen gewiß, wenn nicht alle unsere Pläne scheitern nach Paris. Nur auf den letzten Vers müssen Sie nicht appuyiren; der Graf von Fries n'y entre que pour la rime, wie sich von selbst versteht.

Es kann nicht fehlen, daß Sie Sich nicht mächtiglich über diese Aenderung unseres Reiseplanes wun-

*) Hier ist der erste Bogen des Originalbriefes vollendet, der Schluß lag mir nicht vor.

dern sollten. Wir schienen bisher immer so beherzt den Unruhen entgegenzugehen, und waren gegen alle Remonstrationen bis zur Verstocktheit taub. Freilich aber wurden auch die Nachrichten nirgends so fatal und unglücklicherweise nirgends so sicher als hier; und da, wo doch am Ende nur die Masse wirkt, thut freilich das Zusammentreffen vieler Erzählungen auch nicht wenig. Die eigentliche Ursache, die diese Aenderung nothwendig, wenigstens rathsam machte, war die, daß es auf keinen Fall jetzt der Moment ist, Italien ordentlich zu bereisen, mit Ruhe zu genießen, und mit Muße zu benutzen, und daß man sich (auch alle andern Unruhen und Gefahren abgerechnet) wenigstens einem doppelten Zeit- und Geldaufwande aussetzt, wenn man jetzt, vielleicht soviel unbenutzt zurücklassen muß, daß ein zweites Hinreisen unausbleiblich nöthig ist. Da wir nun ohnedieß Frankreich nach der Zurückkunft aus Italien bereisen wollten, so scheint es besser, damit anzufangen. Indeß vergeht Zeit und man weiß gewiß, daß Italien die Form behält, die es jetzt hat, oder es hat eine andere haltbare wirklich angenommen. Der noch nähere Grund aber, der uns eigentlich bestimmte, war die Unsicherheit aller Landwege durch die Lombardei. Wir hätten müssen zur See gehen, und das mit kleinen Kindern und schwächlicher Gesundheit?

Alexander hat seinen Entschluß zuerst gefaßt. Er begleitet uns aber nicht nach Paris, sondern wird den Winter mit Hanstens in Zürich zubringen, und von

dort aus noch diesen Herbst und künftiges Frühjahr Excursionen in die übrige Schweiz machen. Mir ist Zürich uninteressant und so habe ich Paris gewählt. Ob ich Paris schon, wie er die Schweiz, im Frühjahr verlasse? will ich lieber erst dann entscheiden, wenn ich die Lage dort selbst kenne.

Unsere Abreise ist noch immer auf den 1sten 8br bestimmt. Schreiben Sie uns doch noch auf alle Fälle einmal hieher. Wir gehen über Basel und nehmen also Schaffhausen und vielleicht auch Zürich noch mit. — So viel von den Reisen. — Von unsrer Gesundheit will ich nicht reden. Sie hat wieder seit 8 Tagen in ziemlichem Kontrast mit diesen gestanden, doch wissen Sie schon, daß uns das Reisen immer gut bekommt. — — Ich bin seit drei Tagen nicht ganz wohl, doch gehe ich dabei aus und es ist unbedeutend.

Was sagen Sie aber, mein theurer Freund, zu den Versen der Li? Sie sind mir ordentlich eine merkwürdige psychologische Erscheinung gewesen. Wort für Wort und Silbe für Silbe, wie sie da stehen, hat sie sie deutlich und klar gesungen, also in völlig richtigen Reimen und Silbenmaaßen, und nachher als sie sie sprechend wiederholen wollte, wußte sie sie schlechterdings nur zerstückelt und außer der Ordnung. Ich kann mir dieß nicht anders erklären, als daß die Lust zu singen, die Spannung ungewöhnliche und (wie misklingend es auch in der Ausführung gerathen mag) cadencirte Töne herauszubringen, kurz die Ahn-

dung und die Begierde nach einem Rhythmus zugleich in der Seele und ihr selbst unbekannt auch abgemessene Wortstellung und Reime hervorbringt.

Ein andres Problem aber ist mir das Reimen der Kinder. Sie wissen, und vielleicht aus eigner Erfahrung, daß es bei Kindern äußerst häufig ist und es scheint auch sehr natürlich, daß da der Sinn der Worte keinen großen Werth für sie hat, sie sich an den Laut halten und gleichtönende aufsuchen. Wie mag es aber mit den Kindern der Griechen und Römer gewesen seyn? Mögen sie auch gereimt haben? und sollte, wenn dieß wäre, so alle Spur davon verschwunden seyn? oder reimen bloß unsere Kinder entweder weil sie wirklich doch in der Regel, wärs auch nur in geistlichen Liedern viel bei uns reimen hören, oder weil unsere modernen Sprachen einmal durch den Gebrauch zum Reim eine solche Adaption dazu bekommen haben, daß wer darin spricht, leicht zum Reimer wird. Bei der deutschen Sprache liegt das nun sicherlich nicht in der Leichtigkeit des Reimens; aber vielleicht in ihr wie in allen neuen, im Mangel an bestimmtem Rhythmus? — Daß ein Erwachsener mit dichterischem Gefühl und Talent, aber ohne alle Kenntniß von Silbenmaaß, gewiß von selbst in einer modernen Sprache reimen, und in einer alten sich an dem Rhythmus begnügen würde, getraue ich mir gewiß zu behaupten. Aber ein Kind? — Ließe sich das Factum über das Reimen oder nicht Reimen der Kinder der Alten ins Klare bringen, so könnte die

Aufgabe in der That zu etwas führen. Meine Frau hat Ihnen neulich meist von Gemählden geschrieben. Auch ich kann Ihnen, insofern ich Ihnen etwas von hier sagen will, nur davon und noch von den prächtigen Gemmen einige Worte hinzusetzen. Weder auf der Kaiserlichen, noch Lichtensteinischen Gallerie giebt es Bilder von solcher Erhabenheit und Würde, als die Raphaelsche Madonna, der Christus von Carrache, der Battonische Johannes, diese Gattung fehlt gleichsam ganz, aber es ist dafür so viel andres Schönes und Treffliches da, daß man dennoch reichlich entschädigt wird. Vorzüglich habe ich von Rubens erst hier eine eigentliche Idee bekommen. Noch vor wenig Tagen sah ich in der Lichtensteinischen Gallerie eine Reihe von Bildern von ihm, die allein einen ganzen Saal füllen, wo Decius Geschichte, wie er sich in der Schlacht dem Tode weiht, vorgestellt ist. Es sind unglaublich schöne Gemählde, vorzüglich das eine, wo der Priester die Weihung über den Decius ausspricht. In dem gebückten Helden, dessen Haupt noch dazu mit dem übergeschlagenen Mantel fast ganz verhüllt ist, und in dem Priester, der die Weihungsworte sagt, ist ein überaus starker und edler Ausdruck. Dann sein Tod selbst und endlich seine Bestattung. Auf allen diesen Bildern kommt nur eine einzige weibliche Figur vor, eine Gefangene, die mit zu dem Leichnam des Decius herangezogen wird, und so entgeht man ganz der unangenehmen Fülle, welche Rubens weibliche Körper zu haben pflegen, wovon jedoch das Gemählde auf der

Kaiserl. Gallerie gar sehr eine Ausnahme macht. Sowohl in diesen Bildern, als noch bei weitem mehr in dem großen Ignatius Loyola ist eine Größe und Kühnheit der Imagination und eine Energie des Ausdrucks, daß man sich nicht erwehren kann, dieß kräftige Genie zu bewundern. — Noch ist auf der Lichtensteinischen Gallerie ein Kopf von Guido, der mich ungemein angezogen hat, ein Johannes. Der Kopf ist zur Seite gelehnt und das Auge in die Höhe gerichtet. Die sanfte und edle Schwärmerei, die so gar nicht bloß fromm, sondern auch wahrhaft idealisch ist, in dem Blick, auf der ganzen Stirn und bis in die Haare hinein, vermag ich Ihnen nicht zu schildern. — Unter den geschnittenen Steinen sind göttliche Sachen. Am meisten gefiel uns Jupiter auf einer Quadriga ohngefähr in der Größe eines Laubthalers, eine Kamee, und unter den Intaglios eine Bacchantin. Ich wünschte sehr, Sie sähen die Schönheit und die Schärfe dieser Züge. Die große Apotheose des Augusts kennen Sie wohl aus Abbildungen. Grüßen Sie alle die Ihrigen von uns allen und leben Sie herzlich wohl.

Ihr

Humboldt.

14.

No. 1 abgegangen d. 21. December 1797.

Sie werden mir böse seyn, liebster Freund, daß ich Ihnen in so unendlich langer Zeit nicht geschrieben habe, Sie werden mich an mein Versprechen erinnern, das ich nun so wenig erfüllt habe, und leider haben Sie allerdings Recht, leider kann ich mich kaum deshalb nun vor Ihnen entschuldigen. Indeß hätten Sie es selbst erfahren müssen, wie unangenehm mir die letzten Wochen des Wiener Aufenthalts durch die Ungewißheit unseres ferneren Reiseplanes wurden, hätten sehen müssen, wie, als der Entschluß nun endlich ausgeführt wurde, die lange und schnelle Reise mir tausend und wieder tausend Zerstreuungen und kleine Geschäfte auf den Hals lud, um selbst zu fühlen, daß es sich unter solchen Umständen nicht gut schreibt. Was mein Gewissen, so oft es auch erwachte, noch mehr darüber wieder einschläferte, war, daß Sie doch indeß nicht ohne Nachricht von mir blieben, die Sie durch Schiller und neuerlich durch unsern Freund Geßler gewiß erhalten haben. — Welche frohe Tage uns der gute Geßler durch seine unvermuthete Erscheinung gemacht hat, kann ich Ihnen nicht sagen. Ich muß Ihnen nur gestehen, daß wir sogar mächtige Pläne gemacht hatten, ihn Ihnen noch für diesen Winter zu entführen und ihn zu bewegen uns hieher zu begleiten. Aber er blieb fest bei seinem Vorsatz,

und ich freue mich herzlich Sie nun beide zusammen zu wissen. — Uns geht es hier recht leidlich gut, ich würde ganz sagen, wenn nicht meine arme Frau wieder hier mehr gekränkelt hätte. Es geht jetzt seit einigen Tagen indeß wieder besser und ich hoffe, sobald sie sich erst an das Klima ein wenig gewöhnt, oder sobald die unbeschreiblich gelinde Witterung, die wir jetzt hier haben, sich zu eigentlichem Winter umsetzt, sollen diese Anstöße sich ganz verlieren, da sie doch immer mehr oder minder rheumatischer Natur sind. Ist dieß vorüber, so könnte es uns außer dem Kreise unsrer Freunde, dem wir nun doch einmal für jetzt entrissen sind, nirgends besser gefallen als hier. Zwar ist gefallen nicht eigentlich das passende Wort dafür. Denn eigentliches Gefallen habe ich nur an wenigen Dingen hier, aber interessanter könnte mir nicht leicht ein Ort seyn — und Sie dürfen nur Dorchens Theorie von der Kälte meiner Natur annehmen, und Sie werden Sich leicht überzeugen, daß das Interessante mir über alles andre gehen muß. Aber mein allgemeines Glaubensbekenntniß über meinen hiesigen Aufenthalt wird Ihnen schon mein letzter Brief an Schiller gesagt haben oder noch sagen, und da ich denke, daß Sie Sich meine Briefe gegenseitig mittheilen, so lassen Sie mich Wiederholungen vermeiden.

Ich bin, was Sie wundern wird gestern zum erstenmal in der großen Oper gewesen, und habe den Oedipus auf Colonos und das eine der beiden berühmtesten Ballets hier, den Telemach gesehen. Der

Oedipus ist von Guillard und von Sacchini gesetzt. Ueber die Musik werden Sie von mir kein Urtheil erwarten, darüber wird Ihnen einmal meine Frau einige Worte sagen, und von dem Text der Oper ist nicht viel zu erzählen. Er ist in dem gewöhnlichen Geschmack, und die Diktion ist, nicht selten in den pathetischsten Stellen, ziemlich matt. Ich berühre also nur das Spiel der Schauspieler und den Tanz, zwei Dinge, die hier noch näher verwandt sind, als sonst schon, da das Publikum hier in beiden nur vorzüglich auf mahlerische Stellungen begierig ist, und die Schauspieler diesem Geschmack, oft wider alle Regeln des guten Spiels, schmeicheln. Im Oedipus aber kommen einige Stellen vor, wo ich nicht läugnen kann, daß diese Gattung der Mimik selbst auf mich einen starken Eindruck machte. Oedipus und Antigone bilden fast in allen Scenen eine sehr schöne und vorzüglich gut contrastirende Gruppe mit einander und Aldrich und die Chesch, die diese beiden Rollen spielten, schienen mir, wenn man nun einmal dieß genre zugiebt in der That Meister in dieser Kunst. Aldrich ist sehr groß, und sein Costüm, das wilde verwirrte Haar, der lange Bart, das Furchtbare seines ganzen Aussehns, vorzüglich der große düstre purpurrothe Mantel, in den er verhüllt war, soviel ich sehen konnte auch vielleicht ein etwas kothurnartiger Schuh machte ihn noch größer und gab ihm in einigen Stellungen und Momenten wirklich etwas Uebermenschliches. Die Chesch dagegen ist klein, nicht mager, und hat etwas

so Weiches, Flüssiges, Anschmiegendes in ihren Bewegungen, daß ich kaum je ein treueres Bild einer hingegebenen Weiblichkeit gesehen habe; ihr einfacher, bescheidener Anzug verstärkte noch diese Wirkung. Beide versäumten keine Gelegenheit diese verschiedenen Charaktere auf alle mögliche Weise und in den mannigfaltigsten Stellungen mit einander kontrastiren zu lassen. Bald schloß er sie in seine Arme, bald verbarg er sie an seinem Busen, bald, wenn sie Vergebung für ihren Bruder bei ihm flehte, umklammerte sie seine Knie, schmiegte sich an seinen Schooß an, und weinte mit zurückgebeugtem Haupte zu ihm auf, indeß er sie von sich zurückstieß, oder abgewandt sein Gesicht in seinen Mantel verbarg, um nicht durch ihren Anblick seinen unerbittlichen Zorn erweichen zu lassen. Vor allem andern war die Stellung schön, wo er sie segnend zu den Göttern betet. Sie kniete vor ihm; er hielt die rechte Hand auf ihren Kopf und den linken Arm, über den sehr malerisch der Mantel herüberhing, ausgestreckt in die Höhe; so stehend neigte er sich bald zärtlich zu ihr herab, und sah dann wieder flehend zum Himmel auf. Auch hätten Sie hören müssen, wie das ganze Haus auf einmal mit einem Munde le tableau! le beau tableau rief. Eine desto schlechtere Figur spielte dagegen der arme Polynices, ich weiß noch selbst nicht recht, ob durch die Schuld des Schauspielers (lafont) oder seiner Rolle. Weder er noch Theseus, noch irgend eine andere der auftretenden Figuren hatte etwas Großes und

Heldenmäßiges; lauter heftige, abgestoßene, im Wechsel von der Heftigkeit zum Langsamern und Sanfteren gar nicht motivirte, kleinliche Bewegungen, mit den Händen oft ein ganz zweckloses Hin- und Herfahren, mit den Füßen elende Theaterschritte, kurz nichts Edles noch Würdiges. — So sehr aber auch diese Art des Spiels, wenn sie schlecht ist, noch unter der steht, die wir bei uns so nennen müssen, so ist doch nicht zu läugnen, daß im Ganzen in diesen Foderungen an einen gewissen majestätischen kaste, an diese dehors der Würde (wenn ich mich so ausdrücken darf) an das Gehaltene, Abgemessene, was uns so oft bloß theatermäßig und unnatürlich scheint, noch bei Weitem mehr aber in den Foderungen an das Mahlerisch-Schöne etwas sehr Wahres liegt. Unserer Bühne fehlt es durchaus an dem Kothurne, und soviel ich es kenne, ebenso sehr der Englischen, insofern sie nemlich nicht der Französischen nachahmt, die Franzosen haben freilich nur die unbedeutendste Außenseite davon, die sie mit der Aufopferung der höchsten Schönheiten erkaufen; aber das Studium ihrer Bücher kann uns immer dazu dienen, wenigstens die Anfoderung daran nicht ganz aus den Augen zu verlieren. Die Vergleichung des Griechischen Theaters hat mich sehr oft auf diesen Gedanken gebracht. Bei den Griechen hat, davon bin ich fest überzeugt, für die Erreichung des Höchsten Auge und Ohr zuviel gegolten, bei uns hat das Ohr noch ziemlich sein Recht behalten, aber das Auge hat alles verloren. Unsere guten Stücke (und

bei allem Enthusiasmus für die Alten gestehe ich Ihnen doch, daß ich immer mit einem gewissen vorzüglichen Wohlgefallen auf sie sehe, da sie zwar bei weitem unvollendeter, aber auch dünkt mich, unläugbar gehaltvoller sind), haben eine solche Masse von Stoff an Begebenheiten, Charakteren, Gedanken, Empfindungen, daß die Dichter, Schauspieler und Zuhörer schon alles Mögliche zu thun haben, um nur diese so gut es sich thun läßt, zu verarbeiten, der Geist immer in unruhiger Thätigkeit, das Herz immer bewegt ist, und für den bloßen, setzen Sie immer hinzu kalten Sinn (denn dieß ist vorzüglich das Auge in der That) kein Platz übrig bleibt. Bei uns geht alles Spiel auf den Ausdruck, nur nach diesem sucht das Auge, und ist zufrieden, wenn Schönheit und Anstand nur nicht beleidigt sind. Gewiß ist es indeß, daß dabei in dem eigentlich Aesthetischen immer ein beträchtlicher Mangel bleibt; alle Künste sind und sollen mit einander verwandt seyn; wenn dieß die Alten so oft sagen, so ist es, weil sie es bei ihnen auch wirklich mehr waren; Dichter und Schauspieler lernten ebensowohl vom Bildhauer, als dieser von ihnen; bei uns sind sie offenbar auseinander gerissen. Die Dichtkunst hat aus dem Gebiete des Denkens und Empfindens soviel in ihr eigenes hinüber getragen, daß es ihr selbst manchmal um ihre Eigenschaft als Kunst bange wird, geschweige denn, daß sie sich noch ebenso leicht, als sonst, mit ihren Schwestern verbinden könnten. Daß die Erhabenheit und Würde, die ich einmal jetzt,

gradezu die sinnliche nennen will, die auf Ton und Gestalt mehr noch als auf dem Gehalt beruht, und die wir so oft in den Alten durch den Klang ihrer Verse und die Bilder, die sie der Phantasie geben, antreffen, daß, sage ich, diese einen hohen Vorzug in der dichterischen Wirkung besitzt, ist offenbar. Sie ist mehr als irgend eine intellektuelle oder moralische ein neues Werk der Phantasie und also formeller, mehr künstlerisch und insofern auch mehr poetisch. Sie wäre vor allen uns äußerst nöthig, ich nehme dieß uns nemlich in doppelter Bedeutung als Modernen und als Deutschen. Denn offenbar haben wir mehr einen Hang zum Reellen der Wissenschaft, als zum Formellen der Kunst, und unser bestes und höchstes in der Dichtkunst thut doch vielleicht noch immer zu sehr durch seine Materie Wirkung; ist noch immer zu materiel, ein Ausdruck, über den wir gewiß im Ganzen einig genug sind, der aber ganz erstaunlich einer genauen Analyse bedürfte, da eigentlich aller Streit über antike und moderne Kunst, und alle Möglichkeit sich aus dem Antiken und Modernen einen künftigen noch besseren Weg zu bahnen, vorläufig von dem rechten Verstehen dieses Ausdrucks abhängt. Um aber auf unsre Bühne zurückzukommen, so lassen Sie mich auch erst noch einmal eine Bemerkung machen, die unseren Mangel in dem Erforderniß von dem ich hier rede, beweist, ehe ich von der Art rede, wie man diese Lücke ausfüllen könnte. Ich habe schon erst gesagt, daß unsere ächt modernen Stücke, Götz, Egmont, die

Räuber u. s. f. jenen Vorzug ihrer Gattung noch zur Seite liegen lassen müssen; aber wir haben doch auch andere, den antiken nachgebildete, von denen es freilich nur Ein Muster, aber auch ein unübertreffliches giebt, Göthens Iphigenie. An dieser ist es recht klar, wie anders wir, und wie anders die Alten dichteten. Hier nur ist der Stoff ganz antik, großentheils sogar die Charaktere und Ideen, und der deutsche Dichter hat dem Stück gar keine Pracht, gar keinen äußern Glanz gegeben. Er hat alles allein in den innern Gehalt gelegt; lassen Sie sie von den besten, auf die mahlerische Darstellung geübtesten Schauspielern spielen, und sie wird von dieser Seite kaum nur soviel Wirkung machen, als eine irgend gute und treue Uebersetzung eines Griechischen Stücks, der Eindruck wird durch dieß Spiel verstärkt werden, aber nicht eigentlich modifizirt, nicht in seinem Wesentlichen umgeändert, die hohe stille und bescheidne Größe des Inneren wird immer ihr Recht behaupten, nur sie allein wird zur Seele des Zuschauers sprechen, und nur ihr wird seine tiefe Rührung huldigen. Um noch jene Wirkung damit zu verbinden, hätte sie anders gearbeitet seyn müssen. Gerade diese Art aber ist Göthen fremd, den äußern Glanz der Diction, den Reichthum der Bilder, die Fülle der Harmonie vermißt man nicht selten bei ihm. Er scheut nicht einen prosaischen Ausdruck, fürchtet sich nicht vor dem, was in einer einzelnen Stelle matt genannt werden könnte, und hat wenigstens nicht von Natur und beim ersten Wurf den reinen und vollen

Rhythmus, der unläugbar mit zu den Elementen gehört, die ein vollendetes Gedicht bilden. Aber in Göthen (und darum verweile ich hier bei diesem Punkte, weil es die Eigenthümlichkeit unserer Dichtungsart, unserer Nation und Zeit zeigt, die ich in Göthen in ihrem schönsten Lichte dargestellt finde), entsteht dieß in der That nur durch die Vortreflichkeit seiner Natur, nur dadurch, daß er im eminentesten Verstand des Worts Dichter ist. Die poetische Welt, die seine Einbildungskraft ihm bildet, hat eine Wahrheit, einen Zusammenhang, eine Wirklichkeit, wie die reelle um ihn her, von der sie sich nur durch ihre Idealität unterscheidet. Er lebt in ihr, wie in seiner Heimath; die Bilder stehen lebendig vor ihm da, alle seine Aufmerksamkeit, alles sein Streben ist nur auf sie gerichtet. Sie möchte er, ohne Verlust, ohne das Mindeste ihrer Wahrheit aufzuopfern, vor die Phantasie des Zuhörers stellen und gern würde er die Worte entbehren, wenn er eine andre Sprache kennte, das auszudrücken, was Er in der Seele trägt. Daher kommt es auch vielleicht, daß er alle Künste versucht, alle Sprachen der Phantasie gleichsam probirt hat; aber vergebens. Seinen Schöpfungen könnte der Meißel und der Pinsel nie genügen; sie enthalten zuviel von dem, was nur das innere Gemüth bewegt, er ist gezwungen Dichter zu seyn, da aber sagt ihm nun die Sprache nicht zu. Sie thut es um so weniger, da er durchaus (wie Schiller sehr gut beobachtet hat) episch ist; der lyrische Dichter hat noch

eher mit Gegenständen zu thun, die er nur durch Zeichen empfangen und geben kann; der epische hat immer Sachen und nichts als Sachen. Daher kommt es, daß Göthe immer nur sucht, die Hauptbegriffe hinzustellen, daß er im Lesen diese mit einem so vorzüglichen Nachdruck heraus hebt, daß er alle seine Perioden, in deren Bau er in der That mehr als irgend ein andrer unsrer Dichter Meister ist, so bildet, daß er nun im Grunde nicht das mindeste Wort mehr anders rücken darf, ohne (ich sage nicht die Schönheit und den Wohlklang zu verletzen) aber ohne der Sache selbst, der Darstellung zu schaden, ohne sie, seinem höchsten Begriff nach, minder wahr und lebendig zu schildern. Daher entspringen die Unregelmäßigkeiten, die er nicht selten gegen Silbenmaaß und Prosodie begeht. Da seine Perioden durch den Sinn mehr noch gebunden sind, als der Vers durch die Regeln, so muß der letztere oft weichen. So sehr ich auch diesen Mangel gerade in Vortreflichkeit gegründet finde, so bin ich doch weit entfernt, ihn darum zu verstecken, oder zu behaupten, daß es nicht anders seyn könnte. Ebensogut als der Gegenstand in seiner ganzen Lebendigkeit, und die Sprache in aller Kraft des Ausdrucks müßte auch die Pracht und die Fülle des Wohlklangs in der Seele des Dichters lebendig seyn, und alle Foderungen, die jedes einzelne an ihn macht, würden dann ohne Widerstreit, mit einander vereinigt werden können. Aber Göthe ist, wenn ich mich nicht ganz über ihn trüge, mehr Künstler überhaupt, als

Dichter, oder weil dieser Ausdruck misverstanden werden kann, er ist mehr Dichter, insofern sie den Dichter durch seinen Stoff und seine Geistesrichtung, als insofern sie ihn durch das Organ seiner Mittheilung charakterisiren, mehr Dichter als Sänger. Unstreitig ist dieß vorzüglich der Fehler unsrer Zeit und unsrer Sprache, die beide am wenigsten von dieser Seite poetisch genannt werden können, und darum haben immer die Klagen über die Sprache in den Epigrammen etwas Rührend Wahres für mich in seinem Munde gehabt. Schiller ist darin bei weiten anders, ihm gelingt das prächtige sogar vorzüglich gut, seine besten Sachen haben sogar immer diese Farbe, und wenn er manchmal im Versbau ebenso unregelmäßig ist, so fehlt es ihm nie an Mannigfaltigkeit und Fülle der Harmonie. Schiller sollte versuchen etwas in dieser Gattung, das vorzüglich mit auf die Befriedigung des Auges durch mahlerische Situationen berechnet wäre, zu machen. Zuerst, dünkt mich, müßte man bei der Oper anfangen, bei ihr ist es am leichtesten und wegen der Verbindung der Musik auch am dankbarsten. Es ist überhaupt sehr schlimm, daß wir eigentlich gar keine Deutsche Oper haben. Wenn man die Grenzen dieser Gattung gut und richtig bestimmte, und nicht bloß gesungene Tragödien, daraus machte, so könnte man etwas sehr Neues und sehr Gutes liefern. Es wäre in der That fast ein neuer Weg, einer ästhetischen Behandlung, der in der Seele auch neue und ihm korrespondirende Stimmungen aufschließen müßte. Von

der Oper könnte man diesen feierlichen, prächtigen Kothurn mäßigen, und die äußere Form nach strenger ästhetischer Behandlung auf die sehr einfache Tragödie, die man immerfort die antike nennen könnte, übertragen, und endlich sehen, wieviel unsere bisherige weitere und inhaltvollere Tragödie davon annehmen möchte. In Deutschland ist so etwas freilich nur höchstens für die Dichter ausführbar, die Bühne muß man dort aufgeben. Bedenken Sie nur schon die einzige Unbequemlichkeit, daß Eine und dieselbe Truppe Stücke aller Art geben muß. Hier ist alles getheilt, Tragödie, Komödie, Vaudeville, und wenn ein Theater einmal seine Grenzen überschreitet, so weisen die Kritiker es eiligst darin zurück, und gewiß wäre der Verfall der Bühne hier noch größer, als er ist, wenn dieß nicht geschähe. — Je länger ich hier bin, desto mehr interessirt mich hier überhaupt das Problem, welchen Weg es mit der literarischen Ausbildung dieser Nation nehmen wird. Es ist doch im Ganzen nicht zu läugnen, daß die Kultur sich nach und nach mehr ihrer conventionellen Fesseln entledigt, mehr zur Natur zurückkehrt, freier in den Formen, und reicher an Stoff wird. Dieß ist ferner nicht bloß in Deutschland, sondern auch seit der Revolution, hier in vielen Stücken der Fall. Nur aber sehe ich schlechterdings keinen Weg, wie der Französischen Sprache von dieser Seite aufgeholfen werden kann, sie scheint mir dieser Nation als eine überall einängende Kette anzuliegen, die jeden freieren Aufschwung hindern muß. Der

Mensch vermag doch nichts ohne seine Organe, und für die Kultur einer Nation ist schlechterdings nichts so wichtig als ihre Sprache. Nun hat die Französische Sprache eine große Menge sehr reeller Vorzüge, aber gerade an der, wie hier und jetzt nöthig ist, Erweiterungsfähigkeit fehlt es ihr ganz. Man kann gewissermaaßen Homer und Milton als zwei Extreme neuer und alter Weise betrachten, und beide sind nur in dieser Sprache unübersetzbar, ihre Poesie hat kein Metrum eigentlich, keine Sprache einmal, bloße Symmetrie und Reim. Ich bin freilich überzeugt, daß ich noch mit viel Deutschem Vorurtheil, von dem man sich nicht so leicht frei macht, als man denkt, angefüllt bin, und daß mit der Zeit ich mich besser werde in diese Individualität versetzen können, aber für jetzt ist es mir, wenn ich so vieles, was für einen Brief zu weitläuftig ist, und was Sie selbst hinzudenken werden, hinzunehme, unergründlich. Da bei allen Menschen, Büchern, Sachen, bei allem mit einem Wort, was ich sehe, mein Bestreben immer dahin geht, zu untersuchen, wie bei der vollkommensten Beibehaltung der ganzen Individualität, immer progressive Vervollkommnung möglich wäre, so können Sie denken, wie sehr mich dieß interessirt, und fast in jedem Augenblick hier bei mir zurückkehrt. — Aber ich vergesse, daß ich Ihnen von Telemach erzählen wollte, und doch interessirt Sie der Tanz ganz vorzüglich. Dieß Ballet ist eine große Composition in drei Akten von Gardel componirt. Telemachs und Eucharis Liebe, Calypsos

Eifersucht und Mentors Eifer, Telemachs männliche Kraft und Tugend nicht verweichlichen zu lassen, machen den Stoff aus. Der arme Mentor spielt eine armselige Rolle. Es geht ihm, wie den Hofmeistern meistentheils, der Zögling gehorcht nicht und das Publikum lacht ihn aus; indeß spielt er auch nur eine Nebenrolle und inkommodirt einen nicht oft. Die Hauptsache ist Calypso, und Telemach und Eucharis. Calypso und Mentor tanzen beide nicht. Dieß hat man getadelt. Aber mir scheint es gut angelegt. Es ist theils keine schickliche Gelegenheit für sie da, theils giebt es mehr Mannigfaltigkeit und Calypso erhält dadurch auch eine Würde mehr, durch die ein guter Kontrast gegen Eucharis entsteht. Ueberhaupt ist es verständig, daß der Tanz nur da vorkommt, wo er wirklich an seiner Stelle ist, und fast überall nur Pantomime ist. Nur ein Paar mal ist diese Regel verletzt. Um dem Ganzen mehr Umfang zu geben, bringt Venus den Amor der Calypso, wodurch einige sehr hübsche Scenen entstehen. Für das Auge ist auf mancherlei Weise gesorgt, vorzüglich zuletzt, wo Calypso verstellter Weise [den Telemach?] beredet, die Eucharis mit in sein Schiff zu nehmen, dann Amor mit den Nymphen das Schiff anzündet, der als er sieht, daß Eucharis darin ist, sie rettet, und aus den Flammen, wie der Gott mit der Bajadere, mit ihr zum Olymp aufsteigt. In demselben Augenblick stürzt Mentor den Telemach in die See, und beides macht einen sehr hübschen Effekt. Außerdem sind einige

artige Episoden, eine Tanzstunde, die Eucharis dem Amor giebt, Wettspiele der Nymphen u. s. f. Nur sehen Sie freilich, daß alles nur auf das Angenehme und Elegante, nichts auf das Große und Tragische berechnet ist. Auch machen die meisten Wirkung nur die einzelnen Personen. Unter diesen zeichnen sich Calypso und Eucharis vor allen aus. Calypso wird von Mlle Clotilde gespielt, der schönsten Figur, die man sich leicht denken kann. Groß, gerade in der angenehmen Mitte zwischen Magerkeit und Dicke, und von dem höchsten Ebenmaaß in allen Gliedern, und den schönsten und zartesten Umrissen scheint sie dazu gemacht zu seyn, Göttinnen darzustellen. Vor allem ist sie unübertreflich schön, wenn sie ruhig steht. Sie verbindet dann eine Würde und Anmuth, über die nichts geht. In dieser Rolle half ihr dazu noch ihr einfacher und edler Anzug, der in der That meisterhaft auf die Wirkung berechnet war. Weniger gefiel mir ihr Spiel. Schon ihr bloßes Gehn war zu rüstig und heftig. Es ist zwar überhaupt hier Sitte in Heldenrollen so derb aufzutreten, daß der Zuschauer jeden Tritt hört, und freilich gehen Göttinnen kraftvoller, als irdische Frauen. Aber dieß ist ja doch keiner Nachahmung fähig, oder sie mußten, wenn sie dem Homer getreu bleiben wollten, gar Taubenschritte annehmen, und dieß Fortstoßen der Füße ist offenbar nicht bloß gegen die Anmuth, sondern auch gegen die Würde. Noch mehr aber schien es mir bei den leidenschaftlichen Bewegungen der Fall, daß durch

Vernachläſſigung der Grazie auch der Adel und die Schönheit des Anſtandes verloren gieng. Was groß ſeyn ſoll, wird dann natürlich klein, und es verdrießt um ſo mehr, je mehr wahre natürliche Schönheit da iſt, das Spiel zu veredeln. Die Gardel als Eucharis würde auch Ihnen am beſten gefallen haben. Sie iſt durchaus natürlich, durchaus zierlich und ſchön; eine kleine, feingebaute Geſtalt von einer unbeſchreiblichen Grazie in allen Stellungen und Bewegungen und von einer unbegreiflichen Leichtigkeit*). — — — Sie und Veſtris, der den Telemach vorſtellt, ſind die Hauptfiguren im eigentlichen Tanz. Telemach würde eine beſſere Wirkung machen, wenn man ihm hätte einen beſtimmteren Charakter geben können. So iſt er ſo ein Mittelding zwiſchen Held und Schäfer, daß er durch nichts als durch ſeinen Tanz gelten kann. Von dieſem Tanz aber iſt es auch kaum möglich ſich einen Begriff zu machen. Sie zwar, denn eben jetzt erinnere ich mich erſt, daß Sie ja wohl auf Ihrer Reiſe nach England auch hier geweſen ſind, haben wahrſcheinlich, wenn nicht Veſtris ſelbſt, doch gleich große Tänzer geſehn; ohne das aber iſt es in der That ein neues und einziges Schauſpiel. Bei ſehr vielen Stellen dieſes Ballets erinnere ich mich gerade ſo getroffen und gerührt geweſen zu ſeyn, als man in allen Künſten nur durch das wahre Genie oder das ſeltenſte Talent gerührt wird. Im Ganzen hat indeß gerade die

*) Hier ſind drei unleſerlich gemachte Worte ausgefallen.

Schönheit dieses Tanzes meine alten Zweifel über diese ganze Kunst wieder von neuem rege gemacht. Von den zwei Dingen, aus welchen aller Tanz zusammengesetzt ist, den Figuren und Touren mehrerer Tanzenden gegen einander, und den Bewegungen und Pas jedes Einzelnen für sich ist es mir noch immer räthselhaft, wie man das Letztere behandeln könnte, ohne auf irgend eine Weise ins Unnatürliche zu verfallen, und doch weder die Kunst, in der der Tänzer seine Stärke und Leichtigkeit zeigt, noch die Mannigfaltigkeit aufzugeben. In Rücksicht auf die Touren glaube ich kann die Idee weit führen, die Sie zur leitenden in der ganzen Kunst machen, das gegenseitige Nahen und Entfernen beider Geschlechter mit einander; aber außerdem, daß ich zweifle, daß es die einzige sey, die man hier als Regel annehmen muß, so macht beim theatralischen Tanz diese beinahe den kleinsten Theil aus. Der Tänzer will seine Kunst zeigen, und der Zuschauer will sie sehn, dazu muß er höchstens im Duo erscheinen und selbst da muß der Tanz außer dem Gemählde, das beide mit einander machen, vorzüglich auf die Bewegungen jedes für sich berechnet seyn. Für diesen Tanz nun, den man doch, so sehr er auch noch gemisbraucht wird, nicht ganz verwerfen kann, müßte man, dünkt mich, eine bessere Theorie auffinden, und es fragt sich, ob sich nicht durch die Aneinanderreihung einzelner Bewegungen eine ähnliche Wirkung, als durch die mehrere Töne in der Musik hervorbringen ließe? Bei dem hiesigen Tanze ist es

nun nicht schwer, sehr auffallende Fehler zu rügen. Er ist durchaus zu künstlich und buhlt zu sehr um den Beifall der Zuschauer. Die Tänzer sind selbst beim gemeinschaftlichen Tanz mehr mit diesen als mit einander beschäftigt, und die Bewegungen sind, bloß um schwierig und künstlich zu seyn, oft unangenehm und ungraziös. So ist das eckigte Ausstrecken der Arme und Füße auch bei Vestris und bei allen, auch den Frauen, wo es wirklich in das sehr undelikate fällt, die einzige Gardel ausgenommen, die durchaus eine noch feinere Grazie hat, entsetzlich häufig, und wird gerade am meisten beklatscht. An diese lange Beschreibung der Oper lassen Sie mich ein Paar Worte über eine ernstere Feierlichkeit anknüpfen, über Buonapartes Audienz bei dem Direktorium. Wir haben dieser Ceremonie wegen viel Mühseligkeit ausstehn müssen, da wir schon um 9 Uhr hingehn mußten, um einen guten Platz zu finden, und die Feierlichkeit doch erst gegen 1 Uhr angieng. Indeß verlohnte es sich immer der Mühe, da wir Buonaparte sehr gut sahen, was sonst, da er bloß in große officielle Gesellschaften geht, sehr schwer ist. Die Feierlichkeit selbst würde mehr Eindruck gemacht haben, wenn eine größere Masse Volks dabei gewesen wäre, was aber, wegen der Enge des Platzes, wo diese Audienz gegeben wurde, nicht möglich war. Ein neuer Gesang, der dazu verfertigt war, und in dem die Worte von Chenier und die Musik von Méhul sind, war nicht sonderlich gelungen, und kommt der Marseiller

Hymne bei weiten nicht gleich. Den Abend dieses Tages war Illumination und ein Ball bei dem Minister des Innern, auf dem aber die Frauen ganz außerordentlich und zum Theil so sonderbar geputzt gewesen sind, daß eine unter andern in den Haaren an einem Bande 24 ächte Cameen getragen hat, wie mir ein Mahler versichert hat, der also einigermaaßen Sachverständiger ist. Von meinen eigenen Arbeiten hier, kann ich Ihnen noch nicht viel sagen. Fast seit einer Woche bin ich so eingerichtet, daß ich mir einige ganz ruhige Stunden dazu frei gemacht habe, und Sie werden mir leicht glauben, daß es nicht wenig schwierig ist, nach so langen Unterbrechungen, wieder in das alte gewohnte Gleis zu kommen. Dennoch aber hoffe ich gewiß, daß es gehen soll und schlechterdings werde ich es nicht aufgeben, mich täglich zugleich mit allgemeinen Ideen zu beschäftigen. Bei der Menge von ganz concreten und individuellen Dingen ist dieß unumgänglich nothwendig, selbst gerade dazu nothwendig jene Erscheinungen nur gehörig aufzufassen. Leid thut es mir für diese Stunden besonders, von Deutscher Literatur so abgeschnitten zu seyn. Das Deutsche in Philosophie und Poesie würde einem hier doppelt wohlthätig seyn, und einen ganz neuen Eindruck machen durch den Kontrast, in dem es mit allem stände, was man hier beständig vor sich sieht. Was mir bis jetzt am meisten fehlt, ist eigentlich ein denkender und raisonnirender Umgang. Diesen aber verzweifle ich auch beinahe zu finden. Der Conversationston, selbst

unter zweien, ist doch immer mehr erzählend, witzelnd, als untersuchend, und bis jetzt wenigstens kenne ich niemand, der sich darauf einzulassen Lust hätte. Mir wäre es nun vorzüglich darum wichtig, um meine eignen Beobachtungen hier zu berichtigen, und um zugleich zu prüfen, wie man es anzufangen hat, und welchen Weg man gehen muß, um von den hier herrschenden Vorstellungsarten vorzüglich in Sachen des Geschmacks aus, auf andre davon verschiedene zu kommen. — Von älteren Bekannten habe ich hier mehrere Deutsche gefunden, nur nicht gerade einen interessanten. Reichardt habe ich besucht, und er ist auch bei uns gewesen, wir haben uns aber beide verfehlt und ich habe ihn noch so gut als gar nicht gesprochen. Jetzt soll er einen schlimmen Fuß haben, wie ich höre. — Ueber den Almanach habe ich ziemlich ausführlich neulich an Schiller geschrieben. Ueber die Göthischen und noch einige Schillersche Sachen werden auch Sie Sich sehr gefreut haben, vorzüglich über den Gott und die Bajadere. Es ist ein prächtiges Stück. Ich bin sehr begierig auf die Aufnahme, die dieser Almanach finden wird. Sagen Sie mir doch ein Wort von dem, was Ihnen davon zu Ohren kommt. Daß Schiller den Winter in Weimar zubringen will, ist mir äußerst lieb. Er war in Jena so ungeheuer isolirt, und es kommt mir wirklich darauf an, ihn einmal wieder in Bewegung zu setzen, um ihn künftig beweglich zu machen. Bei Schiller fällt mir ein, daß einen die Xenien auch bis in Paris hier

verfolgen. Ich habe neulich eine schreckliche Unterredung mit Cramer darüber ganz ohne meine Veranlassung erdulden müssen. Er hat ein ganzes Buch geschrieben: Cramer der Krämer. Vielleicht kommt es Ihnen einmal zu Gesicht; Ihnen etwas davon zu sagen, verdient es nicht. — Was machen Sie mein Lieber? Denken Sie nicht auf eine oder die andre Arbeit, und wie wird es mit unserm Bändchen, womit wir alle Leute und vor allen Schillern überraschen und auf einmal zu Schande machen wollten. Wenn ich wüßte, daß auch Sie mit etwas wirklich beschäftigt wären, so gienge ich mit mehr Muth daran. Ich hätte wohl eine Arbeit über Diderot im Sinn, der mir gerade ein sehr dankbares Sujet scheint, vieles zu sagen, was den Französischen Nationalgeist überhaupt charakterisirt. Wenn Sie auch einen Schriftsteller nähmen, und wir dann in Einem Bande z. B. einen Deutschen, Franzosen, Italiener und Engländer zusammenfassen könnten? Solche intellektuelle Biographieen scheinen mir das Passendste und auch Leichteste für uns. Sollte es indeß auch mit diesem Projekt im Weiten seyn, so geben Sie doch das andre nicht auf, mir ausführlich und über Ideen, die Sie gerade interessiren, zu schreiben. Ich antworte jetzt gewiß, und daß ich nicht zu kurz schreibe, dafür ist Ihnen dieser Brief gewiß Bürge. Sie können mir nicht glauben, welch einen doppelt großen Reiz, Unterhaltungen, wie sie sonst den Stoff unserer Gespräche ausmachten, für mich hier in dem heterogenen Paris haben würden.

Die Adresse, die ich Ihnen neulich durch Geßler gab, ist zwar sehr sicher. Aber gleich sicher und minder weitläuftig, denke ich, wird folgende seyn: à Mr. de Humboldt à Paris, rue de Verneuil, Faubourg St. Germain en face de la rue St. Marie, nr. 824. — Grüßen Sie von uns beiden Ihre Frau und Dorchen herzlich und leben Sie innigst wohl!

Ihr H.

Ich kann nicht frankiren; thun Sie es auch nicht.

15.

Paris, 15. November 1798.

Ich erfahre es jetzt recht deutlich, mein theurer Freund, daß ein regelmäßiger Briefwechsel in einer weiten Entfernung nur mit großer Mühe zu Stande kommt. Die Briefe verlieren die Natur des Gesprächs; weil sie einen weiten Weg machen müssen, behandelt man sie mit größerer Wichtigkeit und dieß ist der Tod jeder freien und gleichsam spielenden Unternehmung. Dieß nicht zur Rechtfertigung meiner verzögerten Antwort, der feste Vorsatz — der ja sogar, nach Kant's neuester Schrift, Schmerzen vertreiben und Glieder heilen kann — sollte diese Hindernisse überwinden. Aber er thut es nun einmal nicht bei allen Menschen, und so werden Sie mir leichter verzeihen, und wenig-

stens nicht auf den Gedanken gerathen, als wollte ich Schweigen mit Schweigen erwiedern.

Ich sitze noch immer in Paris, mein Lieber, und ich kann es mit Wahrheit sagen, recht sehr gegen meinen Willen. Nicht daß mir Paris minder gefiele, oder ich lange Weile empfinde, aber weil es unangenehm ist von einer doch einigermaßen gemessenen Zeit und einer bestimmten Menge Mittel unverhältnißmäßig viel auf Einen Punkt zu verschwenden. Aber wie kann man weggehn, so lange der Apoll und Laokoon hier eingepackt liegen und immer auf ihre Erlösung harren? und wohin gehen, ehe Friede, oder vielmehr so lange soviel Wahrscheinlichkeit zur Fortdauer des Krieges ist? Ich benutze meine Zeit indeß so gut ich kann, cultivire die Bekanntschaften, die ich gemacht habe, genieße die Kunstwerke — jetzt eben seit einigen Tagen sind die neu aus Italien gekommenen Gemählde ausgestellt — und denke auf Arbeiten in meiner Stube. Meine Frau, die Sie und alle die Ihrigen herzlich grüßt, ist wohler, als sie es lange war, das entsetzliche Nachmittagsfieber, das sie in Dresden, Wien und hier plagte, ist seit etwa drei Monaten gänzlich gewichen, und selbst in diesen jetzigen nebligten, und naßkalten Tagen ist sie munter und gesund. Meine Kinder wachsen gut und stark auf, und zeigen, trotz einiges französischen Geplappers, eine echt deutsche Natur, ein nicht großer, aber immer hinlänglicher Kreis theils interessanter, theils unterhaltender, theils wenigstens erträglicher Menschen ist

meist alle Abende bei uns versammelt, und so geht dem bloßen Leben eben nichts ab. Nur ist auch nicht großer Gewinnst dabei. Die Kunstwerke abgerechnet ist, nachdem der Reiz der Neuheit befriedigt ist, in Paris nichts, was mich fesseln könnte, und in den eigenen Arbeiten ist man immer theils durch Mangel an Hülfsmitteln, theils durch den Gedanken der Unterbrechung bei der doch immer bevorstehenden Abreise, ja sogar durch die Idee, daß man doch immer etwas einigermaßen mit dem Aufenthalte Homogenes vornehmen möchte, beschränkt und gestört. Vor allem aber muß man sich vor Erinnerungen verwahren; wenn ich lebhaft an die Abende in Ihrem Hause denke, an den Umgang mit Schiller, ja nur an einen Spaziergang in einer schönen und eigenthümlichen Natur denke, so befällt mich eine Sehnsucht, die, wenn man sich ihr überließe, einen unmittelbar mitten in Deutschland zurückführte.

Auch die Natur ist hier um Paris herum, fast wie das Volk im Ganzen selbst, so menschlich, so cultivirt, so freundlich, selbst so manigfaltig, daß ich wenig gleich reizende Gegenden kenne. Aber es ist nichts groß, nichts, was auch nur ans Erhabene von fern gränzte, nicht reich und voll, und vor allem es ist keine Natur in ihrem eigentlichen Naturcharakter. Ich weiß nicht, was ich manchmal drum geben möchte, nur einen ganz gewöhnlichen derben Fels, mit Fichten bewachsen zu sehn, und mich darin nach Gefallen ergehen zu können, so wenig ich unempfindlich bin,

gegen die eigenthümliche Schönheit Frankreichs, von der ich eben sprach, so sehr ich sogar mitempfinde, daß eine derselben homogene Natur diese freundliche und doch überall gemäßigte Grazie, diese durchgängige Spur des Menschenwohnens, deren Mangel ihr Rohheit scheinen würde und die sich noch immer genug von der eigentlichen Cultur der Stadt unterscheidet, um als Natur zu wirken, für das einzige Element halten muß, in welchem Menschen zu leben im Stande ist, so wahr es mir vorkommt, daß Franzosen, wie einer ihrer Dichter sagt, finden müssen, der Himmel sey nirgend so blau, der Spiegel der Flüsse nirgend so hell u. s. f., so stark empfinde ich auch, daß gerade in dem was man Natur und Einfachheit nennt, der Unterschied der Nationen, und die Macht der von Kindheit an empfangenen Eindrücke sich am bestimmtesten zeichnet. Es wäre gewiß eine ganz andere, aber nur nicht minder unglückliche Empfindung ein Deutscher als ein Französischer Verbannter zu seyn. Wenn die Französischen Emigrirten nicht anders wo leben können, so müßte ein Deutscher gar nicht zu seyn vermögen. Sie müssen sich in ihren innersten Kräften, in dem eigentlichen Leben und Weben ihrer Seele gehemmt fühlen. Denn die Erfahrung, die ich hier von Tage zu Tage mehr mache, ist ein Mangel an innerem Gehalt und an geistiger Bewegung.

Es ist ihnen vielleicht manchmal eingefallen, ob ich nicht, da ich mich immer viel mit Gegenständen dieser Art beschäftige, über Frankreich und den Fran-

zösischen Charakter etwas schreiben würde, und mir selbst ist wohl manchmal der Gedanke gekommen; aber der Stoff, wenn er auch fein ist, ist so wenig reich, sieht gleich, sobald er mit einiger Subtilität behandelt wird, so erkünstelt aus, daß einem die Lust bald vergeht.

Dennoch läugne ich nicht, daß ich um viele Erfahrungen bereichert zurückkomme, daß ich eine gewisse Liebe zu dieser Nation gewonnen habe, und meine Achtung für sie, als Nation, gar sehr gestiegen ist, und daß mein Aufenthalt hier in meinem Denken Epoche machte.

Möchten Sie dieß an der Schrift sehen, von der Ihnen Vieweg zwei Exemplare (eins für Sie und eins für unsern Freund Geßler) zuschicken wird. Wie herzlich wollte ich mich Ihres Beifalls, mehr als jedes andern freun! Um Ihre nachsichtsvolle Beurtheilung muß ich Sie allerdings recht sehr bitten. Die Entfernung von Deutschland selbst, die Unmöglichkeit nur alle Schriften wieder anzusehen, die ungefähr die gleichen Materien behandeln, geschweige denn des Raths einsichtsvoller Freunde zu genießen, die an einem fremden Ort immer unvermeidlichen Störungen sind allerdings, gewiß auch in Ihren Augen nicht unwichtige Entschuldigungsgründe. Aber nur daß Sie Ideen finden, die Ihnen wichtig scheinen, an die Sich Ihr eignes Raisonnement, leicht und fruchtbar anschließe, daß unter diesen einige wenige seyn mögen, die so ausgeprägt sind, daß sie die Sache ausmachen,

und eine weitere Erörterung überflüssig bleibt, dieß wünsche und hoffe ich zugleich.

Die Bahn, die ich in dieser Schrift genommen habe, ist, dünkt mich, kaum erst gebrochen, aber ich werde gewiß auf ihr weiter fortgehen. Ich denke jetzt vor allem darauf, alle Künste unter Einen Gesichtspunkt zu stellen, und womöglich auf Einen und zwar fruchtbaren nicht bloß logischen Grundsatz zurückzuführen. Ich studire darum mit großer Anstrengung die Künste, die mir fremd sind, und in Rücksicht auf Musik und Tanz erwarte ich gar sehr Ihre Mitwirkung. Es geht mir gewiß an Selbstthätigkeit und Tiefe des Denkens gegen andere, die dasselbe Fach bearbeiten, wie z. B. gegen Friedrich Schlegel ab, aber mit einer größern Empfänglichkeit, als z. B. diesem eigen ist, kann ich doch vielleicht zur Ergänzung einiger Lücken brauchbar und für dieß Fach tauglich seyn.

Es ist so wunderbar, wie zufällig es mit dem Menschenleben hergeht. Bis in mein 24tes Jahr fast habe ich nichts als Dinge gelernt, die ich, die Sprachen abgerechnet, ganz rein habe wieder vergessen müssen. Bis dahin habe ich mir nie ein ästhetisches Urtheil erlaubt und auch sehr oft sehr ungeschickte gefällt, wenn ich es einmal wagte, ich bin von denen, die sich mit mir beschäftigten, z. B. von Engel als ein der Kunst gleichsam verschlossenes Subject, als ein bloß trockner und kalter Kopf behandelt worden, und seitdem ich mich in diesem Felde versucht habe, ist es

mir nur so selten und nur so sprungweise gelungen, anhaltende und fruchtbare Studien zu machen. Die Natur hat mich offenbar darin sehr ungünstig ausgesteuert, daß sie mir keine vollkommen entschiedene Determination zu Einem Beruf gegeben hat, und meine ganz geschäftslose Lage vermehrt noch vielleicht dieß Uebel. Trotz meiner scheinbaren Gleichgültigkeit macht mir dieß oft Kummer, und der beste und genußreichste Trost, den ich noch dabei aus dieser Stimmung schöpfen kann, ist der, daß eben diese vielseitigere Anlage mich fähiger macht, mehreren anderen intellektuellen Genuß im Umgang zu geben, ihnen näher zu kommen, die Freundschaft gleichsam von mehreren Seiten fassen und die Menschen tiefer und partheiloser kennen zu lernen. Ich habe an Genuß gewonnen, da aber Glückseligkeit nur aus gelingender Thätigkeit entspringt, an Glück, wie ich auch sehr lebhaft fühle, beträchtlich verloren. —

Soeben tritt jemand in mein Zimmer, der mich zu einem der Conservateurs des Museums führen will, wo ich einige schon ausgepackte Büsten sehen soll. Die Gelegenheit ist zu gut und zu selten, um nicht zu folgen. Aber ich muß schließen, nicht bloß abbrechen, weil ich diesen Brief dem Herrn M. Weißhaar aus dem Würtembergischen, der heute Nachmittag abreist, mitgebe. Er wird ihn Ihnen von Hamburg aus schicken. In einigen Monaten kommt er selbst nach Dresden. Gönnen Sie ihm dann eine gütige Aufnahme in Ihrem Hause. Er ist ein sehr braver, und

wenn er die erste Furchtsamkeit überwunden hat, interessanter Mann. Grüßen Sie die Ihrigen innigst von mir! Wie oft denken wir an Dresden! Soll denn der schöne Plan, der uns und Schiller dort mit Ihnen vereinigt, nie wahr werden? Von ganzer Seele Ihr

H.

16.

Paris, rue et boulevard de Bondy Nr. 42. 30 Mai 1800.

Es ist nicht meine Schuld, mein lieber Freund, daß Sie seit sehr langer Zeit, wenigstens ohne unmittelbare Nachricht von mir sind. Sie selbst waren es, der zuletzt schwieg, und ich wurde immer wieder verhindert, wenn ich mir vornahm, von Zeit zu Zeit wieder anzufangen. Jetzt aber sehne ich mich doch zu sehr wieder etwas von Ihnen und den Ihrigen zu hören, um Sie nicht wenigstens summarisch mit meinen Schicksalen seit vorigem Sommer bekannt zu machen. Denn es ausführlich zu thun, fehlt es mir gerade jetzt mehr als je an Zeit.

Sie werden durch Schiller gehört haben, daß wir im Anfang September von hier abreisten, um eine Reise durch Spanien zu machen, vielleicht auch daß und wie wir bis Madrid kamen. Von Madrid traten wir Ende December unsere Rückkehr an, aber durch

einen Umweg, der dieß erst beinahe zur eigentlichen Reise machte. Wir gingen über Cordova und Sevilla nach Cadix und von da über Malaga, Granada, Murcia, Alicante und Valencia nach Barcelona. Von Barcelona kehrten wir gerade und schnell hieher zurück, wo wir am 18. April eintrafen. Natürlich haben wir auf diesem Wege viel Merkwürdiges und Ueberraschendes gesehen; die Schnelligkeit unsres Zuges hat uns allerdings gehindert, diejenigen Dinge, die mehr verborgen sind, zu ergründen, aber Gegenden und Kunstwerke zu sehen, reichte auch unser kurzer Aufenthalt hin, und die Vergleichung der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen gewann sogar durch die Eile.

Meine Frau, die Sie und die Ihrigen mit inniger Freundschaft grüßt, hat sich ausschließlich den Gemählden gewidmet, und ist mit reicher Ausbeute zurückgekommen. Die Spanische, bei uns so wie auch hier, fast unbekannte Schule, hat ihre eigenen Schönheiten, sie theilt sich unter sich in verschiedene Zweige, und einzelne Stücke muß man schlechterdings selbst gesehen haben, um sich einen Begriff davon zu machen. So haben mir z. B. erst Velasquez Spinnerinnen gezeigt, was in der Malerei, Natur und Wahrheit ist, und Murillo und Joanes stellen den Spanischen Charakter jener in ganz eigenthümlichen, aber nicht edlen, dieser in Raphaelisch-idealischen, aber doch originellen Gestalten dar. Meine Frau hat alle merkwürdigen Bilder aufgezeichnet und Sie werden

Sich, hoffe ich, nach unsrer Zurückkunft über die Sorgfalt ihres Fleißes freuen. Erstaunen aber werden Sie, wenn ich Ihnen sage, daß sie nicht allein diese Arbeit, sondern die weit ärgere einer Reise, die oft gefährlich war, und von deren Beschwerlichkeit niemand einen Begriff hat, der nicht, wie wir mit Troß und Kindern durch die Wüsten Andalusiens und Granadas gezogen ist, in denen man meist an einem ganzen Tage nur zwei oft nur Einen Ort findet und sich über eine elende von andern Menschenwohnungen meilenweit entfernte Hütte, wie über einen Feenpallast freut, daß sie, sage ich, dieß alles in einer Zeit gemacht hat, die man sonst auf seinem Sofa zuzubringen pflegt, — —*). Allein die Kräfte kehrten noch denselben Tag bis auf einen wenigstens beruhigenden Grad zurück, und die Wochen sind sehr erträglich. Meine Frau hat nur wenig darin gelitten, und alle Spur von Besorgniß ist verschwunden. Wir werden dieß Kind Aurora Adelheid Rafaela nennen, um ihm zugleich Französische, Deutsche und Spanische Namen zu geben, und wünschen nur herzlich, es Ihnen bald selbst zeigen zu können. Wenn nicht Zufälle von Krankheit oder dergleichen uns zurückhalten, so ist es gewiß, daß wir mit dem Anfange Septembers von hier abreisen und nach Deutschland zurückkehren. Wir gehen zuerst nach Erfurt und Weimar und bleiben gewiß bis zum März dort. Unendlich schön wäre es,

*) Hier sind im Original 9 Zeilen unleserlich gemacht.

wenn Sie dann auch auf ein Paar Wochen da seyn könnten. Denn da wir von da nach Berlin gehen, und Sie wissen, daß man sich nicht so leicht wieder bewegt, wenn man nach einer langen Reise zum Sitzen gelangt, so sehe ich sonst keine nahe Hoffnung, uns irgendwo zu begegnen, Sie müßten denn einmal nach Berlin kommen wollen, was doch aber unendlich weniger Interesse für Sie, als Weimar hat.

Bis dahin, oder vielmehr solange ich noch hier bin, schreiben Sie mir aber gewiß, und recht bald. Meine Adresse ist bloß die obenstehende. Sagen Sie uns, wie es Ihnen geht, was Ihre Frau, was Dorchen, was Ihre Kinder machen, was Sie arbeiten, wo und wie Geßler existirt und tausend Dinge, an denen wir, wie Sie wissen, einen herzlichen Antheil nehmen. Es ist in der That nicht recht von Ihnen so hartnäckig zu schweigen.

Aus Spanien verschaffe ich Ihnen, und hoffentlich bald, ein Packet Nationalmusik, die merkwürdig seyn soll, obgleich sie das Ohr nicht angenehm rührt, mit Guitarrenbegleitung für Ihre Frau. Ich habe einem Deutschen, dessen Frau eine Spanierin und musikalisch ist, Auftrag dazu gegeben, und sichere Hoffnung, daß er ihn erfüllt. Ich habe wohl auch daran gedacht, Ihrer Frau eine Guitarre mitzubringen, aber in Spanien selbst, kommen alle gute aus England. Ueber die Nationaltänze, denen zu Liebe wir eine ganze Nacht, unter Zigeunern zugebracht haben, ein andermal.

Leben Sie herzlich wohl, grüßen Sie von ganzer Seele alle die Ihrigen und ich bitte Sie noch einmal darum, schreiben Sie recht bald!

Ihr

Humboldt.

Tiek, der jetzt unter David auch zeichnet und malt, trägt mir recht eigentlich auf, Sie alle und noch besonders Dorchen zu grüßen.

Adresse: A Monsieur Monsieur Körner Conseiller en tribunal des appels au service de S. A. E. l'Electeur de Saxe

à

Dresde.

17.

Tegel, 18. Junius 1802.

Kaum, liebster Freund, kann ich mein langes Stillschweigen entschuldigen, es ist fast ein Jahr her, daß Sie mir bei Gelegenheit der Ueberschickung der Schönbergerschen Landschaft schrieben, und dieser Brief ist bis jetzt unbeantwortet geblieben. Nun hatte ich mir vorgenommen, Ihnen recht ausführlich zu schreiben, und gerade heut, da ich Gentz, der nach Dresden gehen will, einen Empfehlungsbrief an Sie mitzugeben wünsche, und mich seine morgende Abreise auf diesen Tag beschränkt, fehlt es mir gänzlich an Zeit. Also nur das Nöthigste und doch manches, an dem Sie, wie ich gewiß weiß, frohen Antheil nehmen.

Meine Frau war, wie Sie vielleicht hörten, den ganzen Winter hindurch krank, sie war es sogar gefährlich, und ich sah einer traurigen Zukunft entgegen. Dabei war ich noch außerdem gezwungener weise in einer sehr widrig zerstreuten Lage und in jeder Rücksicht mismüthig gestimmt. Allem diesem hat vor einigen Wochen die glückliche und selbst unerwartet leichte Entbindung meiner Frau ein Ende gemacht. Sie ist am 28. v. M. mit einer Tochter niedergekommen, und ihre Wochen sind so glücklich gegangen, daß da sie ein Quartier in der Stadt genommen hatte, dort Wochen zu halten, sie schon heute wieder mit mir auf unser Landgut zurückgekehrt ist. Sie grüßt Sie und Ihre Frau Gemahlin und Dorchen herzlich, und ich kann Ihnen nicht beschreiben, mit welcher Lebhaftigkeit der Freude ich es fühle, daß Sie und mit ihr mein häusliches Glück mir wiedergegeben ist.

Wir werden nun bis zum Herbst hier ruhig bleiben; dann gehen wir nach Italien. Denn vermuthlich hörten Sie schon von der Bestimmung, die ich dorthin erhalten habe. Mir ist diese unendlich angenehm. Die Lust zu reisen ist in mir durch den Versuch, den ich bis jetzt davon gemacht habe, nur gewachsen, und Italien war längst das Ziel, wohin ich mich einige Jahre lang sehnte. Mein künftiger Posten hat eine ziemliche Menge von Geschäften, doch nicht so viele, daß es mich abschrecken sollte, es sind meistentheils solche, welche die Verhältnisse der Katholischen Unterthanen des Königs mit dem Papst be-

treffen, und wenn man in diesen auf den Zweck hinarbeitet, dies Band immer loser zu machen, so ist dieser Wirkungskreis weniger lästig, als der gewöhnliche diplomatische. Da ich aber zugleich der einzige preußische Geschäftsträger in Italien bin, so kann es nicht fehlen, daß ich nicht nach und nach auch Aufträge an andere Italiänische Höfe bekomme. Schon jetzt habe ich dergleichen nach Florenz und Mailand. Entstände ein besserer Gesandtschaftsposten dort, so ist er mir so schon vorläufig versprochen worden. Wollte ich eine eigentliche politische Laufbahn machen, so könnte ich wohl auf eine gute, vielleicht gar glänzende rechnen; allein Sie kennen mich genug, um zu wissen, daß ich eine einmal erhaschte angenehme Lage einem unruhigen Treiben vorziehe. Auch hat mich nur die Luft zu reisen, und die immer größere Schwierigkeit, dieß durch bloße Privatmittel durchzusetzen, zu den Geschäften zurückgeführt.

Gentz, der Ihnen diesen Brief bringen wird, muß und wird Ihnen eine interessante Erscheinung seyn. Er ist in vorzüglichem Grade ein guter Gesellschafter, und hat schon eine gewisse für sich hinreißende Leidenschaftlichkeit in allem, was er beginnt. Schiller hatte ihn in seinem Aufenthalte in Weimar sehr lieb gewonnen. Ich bin seit Jahren sehr eng mit ihm verbunden, und liebe ihn außerordentlich. Lassen Sie auch dieß bei Ihnen einen Grund seyn, ihn gütig aufzunehmen.

Adieu, mein theurer Freund! Empfehlen Sie

mich Ihrer Frau Gemahlin und Ihrer Schwägerin auf das freundschaftlichste, und antworten Sie mir bald. Ich will mich auch bessern, und so gewinnt unser Briefwechsel vielleicht wieder eine bessere Gestalt*).

An H. v. H.
in Berlin Charlottenstraße Nr. 41.

Schreiben Sie mir doch, wenn es Ihnen keine Mühe macht zu erfahren, lieber Freund, auf welche Weise Ihr Churfürst die vorkommenden Angelegenheiten beim Römischen Hofe betreibt?

18.

Erfurt, den 30. Nov. 1808.

Ich hoffe, Sie werden, liebster Freund, meinen neulichen Brief, der Ihnen durch den Gr. Egloffstein aus Weimar zugekommen seyn muß, richtig erhalten haben. Es thut mir sehr leid, Sie schon wieder belästigen zu müssen, allein eine wirklich dringende Angelegenheit nöthigt mich dazu.

Ich suche nemlich einen Hauslehrer, der eigentlich für meinen Sohn bestimmt ist, aber nebenher, wenn ich wieder mit meiner Familie vereint seyn werde, auch meinen jüngeren Töchtern einigen Unterricht ertheilen könnte. Nun hat man mir von Gotha aus einen gewissen August Zeis in Dresden empfohlen,

*) Die Namensunterschrift ist im Original ausgeschnitten.

dessen Bruder ein Weinhändler seyn soll, und den Sie vermuthlich werden ohne große Mühe erfragen können. Ich wünschte in diesem Augenblick noch nicht eigentlich in Unterhandlung mit ihm zu treten, aber es wäre mir sehr daran gelegen, einige Nachrichten über ihn zu erhalten, und zu erfahren, ob er wirklich noch frei, und ob er ein Mann ist, auf den ich für meinen Zweck reflektiren könnte? Sie erzeigten mir daher einen großen Gefallen, wenn Sie, sobald als möglich, seine Bekanntschaft zu machen die Güte hätten, zugleich Erkundigungen über ihn einzögen, und mir dann Ihre offenste und durchaus aufrichtige Meynung schrieben.

Von Kenntnissen verlange ich nicht mehr, als die gewöhnlichen; es ist mir indeß lieber, wenn der Mann manigfaltige realistische, als bloß einseitige philologische Studien besitzt, da mein Knabe vermuthlich sich weder zum Gelehrten, noch eigentlichen Juristen bestimmt, vielleicht gar Soldat wird. Aber was ich vorzüglich wünsche, ist, daß es ein Mann sey, der zu erziehen verstehe, womit ich nur meyne, der die in dem Knaben liegenden Talente und Fähigkeiten so erkenne und benutze, daß sie in der Zucht nicht untergehen, sondern vielmehr zweckmäßig entwickelt werden. Darum möchte ich keinen zu alten, oder mürrischen, oder sonst zu einseitigen Menschen. Soviel, mein Bester, nur im Allgemeinen über meinen Gesichtspunkt.

Ich begreife indeß, wie schwierig auch so, das

Urtheil ist, um das ich Sie zu bitten wage. Es ist mir indeß auch vollkommen genug, wenn Sie mir nur mit wenig Worten sagen: der Mann scheint mir nicht so, daß ich ihm mein Kind gern vorzugsweise anvertraute; oder er verdient auf alle Weise, daß Sie Rücksicht auf ihn nehmen, und ihn selbst sehen.

Da es unstreitig nöthig seyn wird, ihm etwas von mir zu sagen, so würde ich Sie bitten, ihn nur zu fragen, ob er sich entschließen würde, von Neujahr oder vom 1. Februar an, mit mir in Berlin zu seyn, und meinen Knaben so zu erziehen, daß für jetzt unser Verhältniß nur ganz unbestimmt, und nur auf Monate geschlossen wäre, bis ich selbst weiß, ob ich in Berlin bleibe, oder nach Rom zurückgehe, und ob ich mein Kind mitnehme oder in eine Deutsche oder Schweizerische Schulanstalt bringe? Fiele die Entscheidung für Rom aus, so würden wir uns alsdann gegenseitig bestimmen können, ob er mich dorthin begleiten, und da bei mir bleiben sollte und wollte? Sie müßten ihm indeß zugleich zu erkennen geben, daß sein Leben in Berlin etwas genirt seyn würde, da ich sonst niemand bei dem Kinde habe und mich meine Verhältnisse natürlich oft, vorzüglich Abends, außer Hause zu seyn . . . — *)

*) Von Frau von Bülow's Hand:
„Hier fehlt das folgen sollende Blatt."

v. B.

19.

Berlin, den 4. August 1810.

Es ist mir ordentlich traurig, liebster Freund, auf Ihren Brief vom 2. Juni, in dem Sie mir auf eine so aufmunternde Weise und die mich innigst gefreut hat, über meinen vorigen Wirkungskreis schrieben, in einem Augenblicke zu antworten, wo ich bereits aus demselben herausgetreten bin. Es würde zu weitläuftig seyn, Ihnen die Art auseinander zu setzen, wie dieß zugegangen ist. Schriftlich ist dieß in der That kaum möglich, und ich glaube, es wird Ihnen genug seyn, wenn ich Ihnen sage, daß es auf eine ehrenvolle und befriedigende Manier für mich geschehen ist, und so, daß auch die meiner Sorgfalt bisher anvertraut gewesenen Institute nicht leiden werden. Ich weiß nicht, ob Sie im Frühjahre in Dresden den Staatsrath Nicolovius gesehen haben. Wäre es nicht der Fall, so könnte Ihnen Reinhart mehr von ihm sagen. Dieser dirigirt für jetzt die Parthie, welche mir anvertraut war. Er ist ein Mann von manigfaltigen Kenntnissen und liberaler Denkungsart, die Räthe, die neben und unter ihm arbeiten sind gleich treflich, und übereinstimmend in den Grundsätzen, nach denen ich die Sache geleitet hatte, und der Minister, der die Oberaufsicht führt, Gr. Dohna, ist voll Eifers für Alles, was Cultus und Unterricht betrift. Auch gehen alle Angelegenheiten der Universität einen

raschen Gang fort, und was man bis jetzt unternommen hat, gelingt sehr gut. Mit Michaelis beginnen die Vorlesungen unfehlbar. So sehr es mich auch schmerzt, nicht selbst, mein theurer Freund, Ihren Sohn hier empfangen zu können, so misgönnen Sie ihn uns darum nicht, daß ich weggehe. Vermuthlich haben Sie auch andere Bekannte hier, und auf jeden Fall könnten Sie ihn Nicolovius, dem ich sehr gern davon sagen werde, oder dem Staats-Rath Uhden empfehlen, der in einigen Wochen nach Dresden kommen, und dessen Bekanntschaft zu machen Ihnen leicht werden wird. Mir ist Wien, als mein neuer Bestimmungsort, wie ich nicht läugnen kann, überaus angenehm. Ich komme wieder in eine schönere Gegend und wenigstens etwas besseres Klima, nähere mich Italien, und lebe an einem Orte, wo man für Kunstbesitz mehr Mittel und für Kunstgenuß mehr Sinn hat. Ich bedauere nur, daß ich nicht auf der Hinreise wenigstens durch Dresden kommen kann. Allein ich gehe zunächst auf die Güter meiner Frau und dieß führt mich einen andern Weg. Läge denn aber Wien nicht einmal in dem Kreis Ihrer Pläne, mein Bester? Sie waren, soweit ich weiß, noch nicht dort. Ich gehe vermuthlich schon in 8 Tagen von hier ab, und in den ersten Tagen des September finden mich Ihre Briefe in Wien. In der Zwischenzeit könnten sie dieselben nach Sondershausen an den Rath und Amtmann Sander addressiren, wenn Sie mir etwas zu sagen hätten. Wünschten Sie Empfeh-

lungen für Ihren Sohn hieher, so schreiben Sie mir es ja. Leben Sie herzlich wohl, erhalten Sie mir Ihre, mir so über Alles werthe Freundschaft, grüßen Sie herzlich alle die Ihrigen, und geben Sie mir bald ein Zeichen Ihres fortdauernden Andenkens. Mit inniger Verehrung und Liebe

Ihr

H.

Adresse: An
den Königlich Sächsischen Oberappellations-Rath
Herrn Körner
Hochwohlgeb.
in
frei Dresden.
(Schwarz gesiegelt.)

20.

Schlaiz, den 13. September 1810.

Ich bin auf meiner Reise nach Wien, theurer Freund, und schicke diese wenigen Zeilen meinem Sohn nach Berlin, damit er sie Ihnen bei seiner Durchreise durch Dresden einhändigen kann. Er reist mir am Ende dieses Monats nach, und wird sich vermuthlich einen oder zwei Tage in Dresden aufhalten. Ich wünschte sehr, daß er das Glück genösse, Sie und die Ihrigen zu sehen, und vielleicht macht es Ihnen auch Freude das Kind zu sehen, und ihm einen Brief

an uns mitzugeben. Er reiset mit seinem Hofmeister Hr. Grossius und einen H. v. Röder, der ein Bruder dessen ist, den Sie schon kennen, und in dem Sie einen etwas stillen und zurückgezogenen, aber interessanten Menschen finden werden. Würdigen Sie alle drei einer freundschaftlichen Aufnahme, mein Theurer, und erinnern Sie Sich mit ihnen meiner, der so herzlich bedauert, nicht auch die Freude zu genießen, mit Ihnen zu seyn. Es ist wirklich sonderbar, daß, da ich Ihren Sohn in Berlin zu empfangen dachte, ich Ihnen meinen Theodor zuschicke. Mit diesem muß ich Sie sehr bitten, gütige Nachsicht zu haben. Es fehlt ihm noch an sehr vielem, aber er ist lebhaft, gut und fleißig, und ich hege daher gute Hoffnung für seine Entwicklung. Nur thut es mir leid, daß ich ihn habe aus Berlin wegnehmen müssen. Ich liebe eigentlich die Hofmeistererziehung nicht, und gehe auch vielleicht noch in Wien davon ab. Verzeihen Sie meine heutige Eile. Meinen neulichen Brief werden Sie hoffentlich bekommen haben. Empfehlen Sie mich aufs herzlichste Ihrer lieben Frau und Demoiselle Schwägerin und leben Sie wohl und glücklich. Mit der lebhaftesten und unveränderlichsten Freundschaft

Ihr

H.

Adresse: An
Herrn Appellations-Rath Körner
Hochwohlgeb.
in
Dresden.

21.

Wien, 26. Januar 1811.

Ihr Anerbieten, liebster Freund, Ihnen wenigstens, wenn auch nur in Form eines Briefes, einige Gedanken über Schiller mitzutheilen, schlage ich nicht aus und nehme es nicht an. Der Gedanke spricht mich sehr freundlich an, aber je kürzer etwas der Art ist, desto mehr muß es von der Stimmung des Augenblicks abhängen. Warten Sie also nicht und erlauben Sie mir, nichts zu versprechen. Man hält alsdann manchmal weit eher. Auch ohne die herzliche und tiefe Liebe, die ich zu Schiller hegte, kann ich nie ohne große Erschütterung an die Zeit meines Lebens mit ihm denken. Ja, ich gestehe es offenherzig, nicht ohne Schaam. Mein ganzes Leben seitdem kommt mir leerer, unbedeutender und weniger befriedigend vor und doch habe ich nicht umhin gekonnt, in dieser langen Zeit Entwickelungen in mir selbst zu erfahren, die mich minder deutlich fühlen lassen, daß ich auch jene Zeit hätte anders aufnehmen und anders bearbeiten können. Ich habe mir überhaupt oft gedacht, daß es sehr gut wäre, wenn man seinen Tod drei, vier Jahre vorher wüßte. So lange man das Leben als eine unbestimmte Größe ansieht, kann man nicht anders, selbst im höchsten Alter, als es wie ein Continuum zu behandeln, sehr vieles zu thun was nur auf das Leben selbst, nicht auf seine höheren

Zwecke Bezug hat, auch für dieses vieles zu beginnen, oft zu wechseln, wie der Strom, der dem Meere zugeht, immer fortzufließen, und natürlich da oft, sehr oft, sich etwas zu verlaufen. Ganz anders aber wäre es, wenn man das Leben als eine geschlossene Größe betrachtete. Alles Unnütze würde weggeschnitten, die Spannung wäre größer, weil sie kürzer wäre, die Welle strömte in sich zurück und man wüßte, was man gewesen wäre und werden könnte. Sie wundern sich vielleicht, wie ich diese Betrachtung gerade an Schiller anknüpfe. Aber es geschieht nur, weil es gerade Schillers Eigenthümlichkeit mehr als jedes andern Menschen war, sein Streben und sein Leben als etwas Unendliches zu betrachten, in dem es ihm genug war, wenn jedes seiner einzelnen Werke einen bedeutenden Moment bezeichnete, ohne daß er je, das erste innere täuschende Feuer zur Arbeit ausgenommen, nur dachte, daß irgend Eins das höchste Resultat dessen wäre, was er der Kunst gegenüber hervorbringen konnte. Es lag dieß unmittelbar in der höheren Ansicht, die Schiller von allem geistigen Wirken hatte. Jedes erschien ihm immer in seiner ganzen Unermeßlichkeit, alle in ihren vielfachen Verbindungen oder vielmehr in ihrer unzertrennlichen Einheit. Nie hat Jemand die Menschheit höher und nie immer so ganz in der Flüchtigkeit ihrer ewig wechselnden Erscheinung aufgenommen. Dieß rastlose geistige Fortbewegen eignete ihn auch so vorzugsweise der Poesie und in ihr der dramatischen. Es war eigentlich seine Eigenthümlich-

keit. In Gang, Miene, Gespräch, in Allem drückte es sich aus. Selbst die Kenntniß der Wirklichkeit und der Natur schöpfte er nicht aus der Anschauung, sondern schuf sie mehr durch seine eigene Phantasie. Sie hatte daher auch oft eine andere Farbe, schien minder treu als sie es war. Bewunderungswürdig war dann zugleich an ihm die Ruhe und Milde. Niemand kann weniger zerstreut, weniger unstät, mit mehr Liebe bei einem Gegenstande bis zur Erschöpfung verweilen, mehr frei von der abgebrochenen Heftigkeit sein, welche andere Nationen, da nur die Deutschen die eigentliche Leidenschaft kennen, Leidenschaften zu nennen pflegen. Darin lag seine unendliche, sich immer gleiche Liebenswürdigkeit, die, wenn sie mit der Größe zusammenschmolz, ihn, da kein Mensch sich immer gleich sein kann, manchmal im Gespräch so werden ließ, wie ich nie einen andern gesehen habe und mir keinen Andern, wenigstens nicht höher, denken kann. Es ist wirklich unbegreiflich, wie unendlich kleiner immer alle Andern, die man sonst noch so sehr liebt und ehrt, mir hierin gegen ihn vorkommen, wie beschäftiget mit ihrem Ich, wie beschränkt auf eine einzelne Sphäre, wie befangen an irgend einer Seite, wie wenig begeistert durch das augenblickliche Gespräch und dadurch fruchtbar an neuem Stoff, wie nur immer mit dem Herumdrehen des alten beschäftiget. Alles das läßt sich vor dem Publicum nicht sagen, und darum verdrösse es mich, von ihm zu reden. Schiller hatte eine Superiorität, die, obgleich Nie-

mand so billig und gerecht war als er, obgleich vor keinem Richterstuhl Niemand so sehr sein volles Recht empfing, doch eigentlich alle, die eine Empfindlichkeit dieser Art haben, aufregen mußte. Er konnte Alle und richtig und allseitig beurtheilen, ihn eigentlich keiner ganz, weil er auf einer ungleich weniger niedrigen Bahn wandelte, weil man ihn aus jedem einzelnen Kreise hätte verdrängen können, und er noch immer im Durchschauen aller gleich groß geblieben wäre, weil sein gewöhnliches Leben vom Moment seines Erwachens bis zum Abend so war, daß er Alles Gewöhnliche, womit sich doch auch die besten viel und gern und angelegentlich beschäftigen, wie Staub unter sich ließ, und zwar nicht so, daß er irgend eine Beschäftigung, ein Vergnügen, wenn es sich darbot, abgewiesen hätte, immer nur dadurch, daß er jedes anders behandelte. Was Andern, auch den Hervorstechendsten, begegnet, daß sie zwischen den bessern Momenten Lücken haben und sie auf heterogene oder mechanische Beschäftigungen verfallen, war ihm immer fremd. Es ging, in buchstäblichem Verstande, kein Moment für seine geistige Thätigkeit verloren. Auch hat dieß natürlich ihn früher aufreiben müssen. Auf diese Weise wird Schiller mir immer die merkwürdigste Erscheinung im Leben bleiben, und seine eigenen Briefe an mich geben mir in vielen Stellen das kaum erfreuliche Zeugniß, daß ich mich nicht leicht in Enthusiasmus über die einfache Gestalt der Dinge hinaus, hinreißen lasse. Aber wie will, wie kann man ihn so

darstellen? Und wie man es anders thut, giebt man der Kritik Blößen. Man kann ihn nur retten, wenn man ihn in seiner ganzen, durchaus nicht abzuleugnenden Größe zeigt. Die Wolzogen und ich haben oft gesagt, man müßte Schilderungen der Menschen, mit denen man gelebt hat, für sich machen und hinterlassen. Und nur so kann man wirklich über Personen reden, die man tief gefühlt hat. Der selbsterlittene Tod muß erst Alles versöhnt haben, um Wahrheit als Wahrheit gelten zu lassen. Wenn die Zerstreutheit des Lebens Zeit und Stimmung dazu vergönnte, wäre nichts so hübsch als solche Erfahrungen niederzulegen und immer wieder umzuschreiben, bis der letzte Moment in dem Alles erstarrt, auch das zuletzt Geschriebene fixirte und Andern zu weiterm Gebrauch übergäbe. Das, mein bester Freund, ist meine Ansicht von der Sache. Herzlich aber freut es mich, daß dieser Gegenstand, der uns beide näher angeht als sonst irgend Jemand auf Erden, uns wieder zusammengeführt hat. Ihr Leben Schillers sähe ich sehr gern vor dem Druck, aber ich fühle, daß Sie eine Handschrift nicht so weit schicken können.

Leben Sie innigst wohl.

Humboldt.

22.

Wien, den 15. Juli 1811.

Ihr Brief von 27. pr. hat mir eine doppelte gleich frohe Hofnung gegeben, Ihren Sohn, und Ihr Werk zu sehen. Beide sollen mir herzlich willkommen seyn. Es thut mir sehr leid, daß die Enge der Wiener Wohnungen mir nicht erlaubt, Ihrem Sohn ein Zimmer bei mir anzubieten; aber ich hoffe, er wird übrigens täglich bei uns seyn. Die Kinder älterer Freunde in seinem häuslichen Cirkel zu haben, ist selbst ein neuer Familiengenuß. Ihr Leben Schillers werde ich mit größter Aufmerksamkeit lesen, und Ihnen meine Meynung gewiß offen, und auch ausführlich sagen. Ich freue mich im Voraus darauf, in jene Zeiten zurückversetzt zu werden. Ob ich Ihnen selbst etwas liefere, bleibt mir immer gleich zweifelhaft. Außer Allem was mein voriger Brief darüber enthalten, habe ich auch insbesondere eine eigne Scheu zu schreiben. Hätte ich es je gekonnt, scheine ich mir selbst es vergessen zu haben. Ich sehe mich wie ausgeschieden aus der Literatur an, und jeder neue Eintritt ist da doppelt bedenklich. Allein noch einmal, ich will sehn, was ich thun kann. — Es ist jetzt, da Wilhelm Schlegel und Müller hier sind, einige Ideenbewegung um mich her. Aber ob ich gleich für Vieles in jedem [der] drei im guten und wieder guten Sinn des Worts anspruchreichen Menschen Achtung

hege, nicht die mir eigentlich gemüthliche. Friedrich Schlegel, denn ich rechnete diesen stillschweigend mit, hat Tiefe und Originalität, aber jetzt eine Einseitigkeit für gewisse religiöse Meynungen, die meinem Urtheile nach, ein vollkommen farbiges Glas ist, durch das er Alles sieht. Er würde finden, daß das einem Uneingeweihten nicht anders gehen kann, würde die Farben in den Dingen antreffen, und mich mit der Unterwelt vergleichen, in der man Alles durch grauen Nebel sieht. Adam Müller kommt mir auch, wenn er tief seyn will, immer leicht vor. Es ist mehr ein Ausstaffiren innerlich empfangener Ideen, als ein gründliches Erforsche n der Gegenstände selbst. Wilhelm August kann man nicht dieser Dinge beschuldigen, aber eines Mangels an Tiefe und Originalität. Er spricht viel über und um die Sache herum, aber wenig, was sie eigentlich trift. Freiheit der Ansicht, rechte Objectivität fehlt Allen. Wie sehr sehnte ich mich einmal wieder nach einem ausführlichen Gespräche mit Ihnen, mein theurer Freund. — Meine Frau grüßt mit mir alle die Ihrigen, und freut sich im Voraus der Bekanntschaft Ihres Sohnes. Leben Sie herzlich wohl und schicken Sie ihn uns recht bald.

Mit inniger Freundschaft Ihr H.

Adresse : An Herrn
Appellations-Rath Körner
Wohlgeb.
in
Dresden.

23.

Wien, d. 3. Januar 1812.

— — Meines Bruders Hierseyn ist mir ungemein angenehm*) und sogar dieser wohlthätig gewesen. Auch für mich, der ich in den Naturwissenschaften ziemlich fremd bin, und auch an den statistischen Discussionen einiger Kapitel in seiner Schilderung Neu-Spaniens keinen großen, oder lebhaften Antheil nehme, ist sein Umgang doch darum so anziehend, weil er eigentlich immer im Centrum seiner Kenntnisse, nie in irgend einer Gränzregion derselben steht. Er sucht wirklich nur Alles zu umfassen, um Eins zu erforschen, dem man nur von allen Seiten zugleich beikommen kann. Gegen das Einzelne, in sofern es isolirt dasteht, und isolirt bleibt, hat er eher Abscheu, so gegen botanische Nomenclatur u. s. f. Er arbeitet jetzt unablässig an der Vollendung seiner eigentlichen Reisebeschreibung und wird erst dann seine neue Reise nach Tibet antreten.

Von mir, liebster Körner, können Sie in wenigen Wochen eine Kleinigkeit gedruckt lesen, die aber auch sehr zerstückt erscheinen wird. Vater, der Fortsetzer des Mithridates hatte mich um eine Abhandlung über die Vaskische Sprache gebeten. Diese habe ich ge-

*) Das Datum und die ersten Worte bis hierher sind von der Hand der Frau v. Bülow geschrieben, und das erste Blatt des Bogens abgerissen.

macht, allein eigentlich nur als Vorläufer und Ankündigung eines ausführlichen Werkes darüber. Vater hat indeß für gut gefunden, nur einen Theil dieser Abhandlung in den dritten Theil des Mithridates aufzunehmen und den andern, welcher Sprachproben enthält, in einer in Königsberg herauskommenden Zeitschrift abdrucken zu lassen. In dieser, wenn sie Ihnen, mein Bester, zu Gesichte kommt, werden Sie ein alt Vaskisches Lied finden, das ich für ächt halte und dem es wenigstens in keiner Rücksicht an Originalität mangelt.

Jetzt bin ich für meinen Bruder mit einer Abhandlung über die Amerikanischen Sprachen beschäftigt, die er seinem Werk einzuverleiben wünscht. Ich bin mit der Untersuchung der Mexikanischen schon recht weit vorgerückt, und auch schon jetzt auf interessante Bemerkungen gestoßen. Sollte ich bei dieser Gelegenheit, bei der ich nicht versäume, zugleich die bekanntesten der übrigen Sprachen immer mit zur Vergleichung zuzuziehen, in einigen Ideen, die ich längst bei mir herumtrage, so weit vorrücken, daß ich glaubte, allgemeine Grundsätze über die Art aufstellen zu können, wie sich von den Sprachen auf die Nationen, ihre Abstammung und Geschichte und ihren Charakter und ihre Bildung zurückschließen läßt, so wäre ich nicht abgeneigt, darüber etwas Allgemeines zu schreiben, worin dann die Entwickelung der philosophischen Idee die Hauptsache wäre, und aus den Sprachen selbst nur Beispiele und Beweise hergenommen wären.

Herr v. Rühle ist mir eine sehr angenehme Bekanntschaft gewesen, für die ich Ihnen, liebster Freund, herzlich verbunden bin. Wir haben ihn so oft gesehen, als unsre gegenseitige gesellschaftliche Lage es erlaubte.

Leben Sie herzlich wohl und erhalten Sie mir auch in diesem Jahre Ihre gütige Freundschaft. Meine Frau grüßt Sie und die Ihrigen herzlich, denen ich gleichfalls recht viel Schönes von mir zu sagen bitte.

Mit inniger Liebe

Ihr H.

24.

Burgörner bei Eisleben, den 1. Julius 1812.

Ihr lieber freundschaftlicher Brief ist mir hieher, wo mich auf einem Gute meiner Frau allerlei Geschäfte einige Wochen festhalten, gefolgt, und hat mich zwar herzlich gefreut, aber mir auch einen mächtigen Schrecken eingeflößt, daß Sie gar in der Zeit meiner Abwesenheit in Wien ankommen könnten. Meine Frau finden Sie zwar, aber für mich wäre der Verlust gleich groß, und da Sie so selten Dresden verlassen, fast unersetzlich. Ich eile daher auch deshalb Ihnen zu schreiben, um Sie zu bewegen, wo

möglich zu machen, daß ich doch nicht einen zu großen Theil Ihres dortigen Aufenthalts verliere. Ich habe zwar nur einen zweimonatlichen Urlaub und habe Wien am 8. pr. verlassen. Aber ich denke eine kleine Verlängerung zu erhalten, und treffe schwerlich vor dem 15. August wieder in Wien ein. Länger kann indeß meine Abwesenheit auch nicht füglich dauern. Könnten Sie also Ihre Ankunft dort zwischen den 15. und 20. fallen lassen, und den September bei uns bleiben, so wäre es ungemein erwünscht. Ich riethe Ihnen hierzu um so mehr, als ich mir doch vorstelle, daß, da es jetzt wintermäßig kalt ist, der Herbst schön seyn muß. Er ist in Wien für diejenigen, die nicht, wie ich, passionirte Liebhaber der Hitze sind, überhaupt gewöhnlich schöner als der Sommer.

Mit Ihren Ideen für Ihren Sohn, und selbst über den meinigen bin ich ganz einig. Man muß nicht immer allgemeinen Ideen, am wenigsten hergebrachten folgen, und eigene, auf den individuellen Charakter berechnete Wege einschlagen. Mit dem Ihrigen geht es gewiß außerordentlich gut. Er hat entschiedenes Talent, und was treflich ist, gar keine Eitelkeit auf die schon gemachten Fortschritte und gehabten Erfolge. Sein unbefangenes, immer heiteres Wesen führt ihn gefahrlos, und ohne daß er es selbst weiß, zwischen Eigendünkel und Mangel an Zuversicht zu sich selbst sehr glücklich hindurch. Ich glaube, er wird auch in größeren und tragischen Compositionen

Talent zeigen, und es scheint mir sehr möglich, daß er, wenn er mit Liebe und Eifer und Anspruchslosigkeit bei der Kunst bleibt, außerordentlich viel leiste. In diesem Fall ist er geborgen, und alsdann werden auch Sie nichts andres für ihn verlangen. Sollte es aber auch der Fall nicht seyn, sollte, wie ich sicherlich das Gegentheil glaube, sein entschiedenes Talent sich früh ausgesprochen und erschöpft haben, so lenkt er sehr leicht in irgend eine bürgerliche Existenz ein, zu der er schon vielerlei Kenntnisse besitzt, und hernach bald die Fertigkeit erwirbt. Wien schadet ihm sicherlich nicht. Er ist und bleibt von den Dingen, die eine große Stadt gefährliches hat, unangesteckt, nur in wenigen jungen Leuten seines Alters fand ich ein so reines unverdorbenes Gemüth, und er verliert da wenigstens nach und nach — wenn auch, wie ich freilich offen gestehe, da es das Einzige ist, was ich in ihm auszulöschen wünschte, langsam, — die Vorliebe für ältere Studentenerinnerungen, die sogar seinen beiden ersten kleinen Stücken anklebten. Es ist mir sehr lieb, daß er gern in unserm Hause ist. Wir lieben ihn ungemein und sehen es immer sehr ungern, wenn er einmal einige Tage nichts von sich hören läßt.

Mit dem meinigen ist das Loos nun geworfen. Röder ist ein trefflicher Mensch, und ich bin nie einer Wahl so sicher gewesen, als dieser. Der ganze Schritt, Theodor schon jetzt auf eine Universität zu schicken, obgleich er noch nicht Student ist, wird vielen auch bedenklich vorkommen. Allein Theodor war auf eine

ungewöhnliche, durch den Zufall unseres Umherziehens entstandene Weise bis dahin erzogen, und nun konnte man nicht schlechtweg den gewöhnlichen Weg einschlagen.

Das späte Erscheinen meines Aufsatzes verdrießt auch mich ungemein. Der Herausgeber hat mich erst gedrängt, daß ich wirklich mit Eilfertigkeit habe arbeiten müssen, und nun ist der Aufsatz ein volles Jahr liegen geblieben. Er verdient übrigens Ihre Aufmerksamkeit nur sehr wenig. Allein ich denke jetzt auf ein raisonirendes allgemeines Werkchen über Sprachen und ihr Studium, und wünsche sehr, daß dieß mir gelingen möge. Sie wundern Sich vielleicht, daß ich an diesem, immer von vielen Seiten trocknem und mühvollem Studium klebe. Allein, liebster Freund, ich möchte in den wenigen Jahren, die einem noch übrig sind, etwas machen, das ich selbst Etwas nennen könnte. Wenn man nun, wie es mein Fall ist, nicht geboren ist, ein Kunstwerk hervorzubringen, so ist es am dankbarsten, wenn es gelingt, irgend einem einzelnen Studium eine bestimmte Richtung zu geben, und dazu glaube ich gerade hier im Stande zu seyn. Auch hängt das Arbeiten in diesem Fach weniger von augenblicklich glücklicher Stimmung ab, und verträgt sich mehr mit andern Geschäften und Zerstreuungen.

Daß Sie dem Steigenteschischen Aufsatz seine Abfertigung geben ist mir eine ordentliche Beruhigung. Schaden konnte zwar ein so unglaublich triviales Ge-

wäsch nicht anrichten, allein es ist immer gut, daß solche aus lauter kleinlichen und mittelmäßigen Fertigkeiten, die man nur fälschlich Talente schilt, zusammengesetzte Stümper sehen, daß man sie in ihren Kreis zu verweisen versteht. Mit dem Schlegelschen Journal hat es aber überhaupt, dünkt mich, wenigen Fortgang, Er selbst thut sogar zu wenig, und besitzt vor Allem nicht die Geschicklichkeit und den Fleiß, etwas, das zugleich und großentheils von Andern abhängt, in Gang zu bringen. Seine und Müllers Vorlesungen waren merkwürdige Erscheinungen am Wiener Horizont — wenn man es kurz definiren will eine sophistische Rhetorik, die, von höchst einseitigem Gesichtspunkte aus, Philosophie und Kunst in eine bestimmte Form zu zwingen versuchte, und die der eine durch die Kraft der Gedanken, der andre oft nur durch eine künstliche Behandlung der Sprache durchsetzte. Wenn sie über Göthe und Schiller sprechen, und man sich bei ihren Vorlesungen an ein lebendiges Gespräch jener beiden über ähnliche Gegenstände erinnerte, war es einem als stritten Pygmaeen auf den Gräbern von Heroen. Sehr neugierig bin ich, wie Sie mit Schlegel werden fertig werden. Ich bringe ihn mit mir nicht zu einem interessanten Gespräch. Alles ist abgeschlossen in ihm, und wo einer nicht seiner Meynung ist, kann er nur vor dem Jünger predigen oder vor dem Ketzer sich verschließen, oder spötteln. Freies Gespräch, ausgehend von der Idee, daß man noch immer nur wenig von der Wahrheit ergriffen hat,

und ihr noch immer unendlich viel abzugewinnen übrig bleibt, kennt er, wenigstens mit mir, nicht und Ihr Sohn bestätigt mir dasselbe. Aber auch darüber mündlich. Empfehlen Sie mich herzlich allen den Ihrigen, die ich mich unendlich in Wien zu sehen freue, und leben Sie herzlich wohl. Geßler sah ich in Carlsbad, aber was die Heiterkeit und den Frohsinn betrift, quantum mutatus ab illo! Mit herzlicher Liebe und Anhänglichkeit

der Ihrige

H.

25.

Wien, den 28. November 1812.

Wohl war es um Vieles besser, als wir in so großer Nähe wohnten, liebster Freund, und niemand kann den Unterschied lebhafter fühlen, als ich. Aber dennoch hat mir Ihr lieber Brief eine herzliche Freude gemacht, ob Sie gleich ganz Recht haben, und ich es sogar jetzt noch mehr fühle, als sonst, daß der Briefwechsel eigentlich keine einzige der Freuden hat, die das Gespräch so reichlich darbietet. Man ist in Briefen immer zu arm oder zu reich, zu wasserklar oder zu dunkel. Es hat mich ungemein gefreut zu sehen, daß Sie und die Ihrigen wohl und vergnügt sind. Uns hat, wie Ihnen Ihr Sohn vielleicht ge-

schrieben hat, die Gesundheit in diesen letzten Wochen wenig zugesagt. Meine Frau fieng an unpäßlich zu werden; dann aber bekam unser kleiner Herrmann plötzlich ein Fieber, das sich bald als Nervenfieber ankündigte. Er ist jetzt in der Besserung, war aber einige Tage hindurch äußerst gefährlich. Die Gesundheit meiner Frau konnte sich bei der Unruhe, dem Wachen und der ewigen geschäftigen Sorge, auch nicht herstellen; die Krankheit wurde nur vergessen, nicht geheilt, und so leidet auch sie noch, wenn sie gleich nicht bettlägerig ist. Nach und nach, hoffe ich indeß, soll Alles sich wieder herstellen. — Ich bin ziemlich fleißig gewesen. Meine Uebersetzung des Agamemnon, die ich Vers für Vers so gut als ganz neu umgearbeitet habe, wird hoffentlich noch vor Neujahr ganz beendigt seyn. Ich bin schon bei der letzten Scene, muß aber wieder zu der ersten umkehren. Ueber das Gelingen habe ich selbst kein Urtheil. Aber die Arbeit macht mir trotz ihrer unendlichen Mühsamkeit, da wohl noch kein Uebersetzer es so streng mit dem Silbenmaaß genommen hat, sehr viel Freude. Ich habe von jeher ein unendliches Gefallen am Rhythmus in der Rede gehabt, und ein schöner Silbenfall wirkt sehr oft, ohne alle Rücksicht auf den Sinn, im eigentlichsten Verstande begeisternd auf mich. Es scheint dieß dasjenige zu seyn, wodurch sich meine Natur für den Mangel alles eigentlich musikalischen Sinnes entschädigt. Außerdem aber liegt im Agamemnon eine so unendliche Größe, daß ich sagen

möchte, daß in diesem Stücke alle tragische Erhabenheit der furchtbarsten und doch so durchaus künstlerischen Schauder, von welchen man sonst nur Fragmente und noch besonders umhüllt und eingewickelt erblickt, auf einmal und nackt hypostasirt ist. Ich weiß nicht, ob Ihnen der ganze Gang des Stückes recht gegenwärtig ist; allein in keinem andern ist die Katastrophe so gerade, so nackt, so ohne den Leser nur einen Augenblick in Zweifel zu lassen, hingestellt. Es hat daher auch gar keine Verwickelung, man weiß, auch dem Stücke nach, vom ersten Augenblick an, was vorgehen wird und sieht das große Schicksal sich langsam nähern. Vorzüglich schön aber sind gleich tragische und furchtbare Ereignisse, die ganz außer dem Stücke selbst liegen, benutzt; das Opfer der Iphigenie, als erste Ursache und Grund zu Allem Folgenden aber selbst, wenn auch dunkel, ruhend, auf dem allgemeinen Schicksal der Pelopiden, und dem Bruderzwist, Klytämnestras Ermordung durch Orest, und die Einnahme von Troja, gleichsam als Hintergrund des Ganzen, in dasselbe um so inniger verwebt, als der Uebermuth, mit dem Agamemnon die Griechen zur Rächung seiner Familienehre in den Kampf geschickt hat, auch seinen Untergang rechtfertigt. Der erste Chor in der zweiten Scene und die vorletzte zwischen dem Chor und Klytämnestren umfassen diese ganze Entwicklung und Erklärung der Handlung und ihre Darstellung, und in der letzten ist der Charakter der Klytämnestra in einer so furchtbaren Größe aufgestellt, daß alles Gräßliche

von ihr abgewälzt wird, und nur die Furchtbarkeit des Schicksals dieses ganzen Geschlechtes stehen bleibt. Ich bin sehr begierig, wie Sie mit der Uebersetzung zufrieden seyn werden. Darin jedem auch nur schon zu genügen, ist sehr schwer, da jeder fast andre Foderungen macht, oder wenigstens auf andre mehr Gewicht legt. Ich denke gewiß, Ihnen auf Ostern das Ganze gedruckt schicken zu können. — Ihr Sohn ist fortwährend in neuen Compositionen sehr fleißig gewesen. Er hat, wie er Ihnen geschrieben haben wird, zwei Stücke, Rosamunde und Hedwig gemacht. Ich habe nur das erstere gelesen. Da mir einiges nicht recht konsequent Angelegtes im Plan schien, so habe ich es ihm gesagt, und er hat sehr willig, ja ich möchte sagen, auf flüchtige Bemerkungen zu willig geändert. Ich bin ganz Ihrer Meynung, daß sein schnelles Arbeiten, solange das erste Feuer noch dauert, nicht aufgehalten werden muß; ich habe darum sogar sehr sorgfältig meine Bemerkungen über seine ersten Produktionen verschwiegen, und bin noch jetzt überzeugt, daß es besser war. Jetzt kann man mit mehr Freiheit mit ihm über alle reden, weil er fester, und mit Recht seines Erfolges gewisser ist. Die einzige Sache, die ich jetzt bei ihm fürchte, ist, daß er zu sehr das Dramatische im Auge hat und darüber das Poetische vernachlässigt. Dieß wird Ihnen auf den ersten Anblick sonderbar vorkommen und ist doch eben sehr wahr. Es ist nemlich ganz verschieden, ob die Handlung eines Stückes mit großer Lebendigkeit

dargestellt ist, und ob diese Handlung selbst, dargestellt wie es nun sey, einen tiefen Eindruck hervorbringen, große Empfindungen und Gedanken erregen kann. Wenn das Erstere auch ohne das Letztere gelingt, so kommt allemal Effekt hervor; denn da jede Tragödie doch immer mit heftigen Leidenschaften zu thun hat, so fehlt es weder an Furcht und Schrecken, noch Mitleid. Aber wie die einzelne Rührung vorbei ist, bleibt nichts übrig, und haftet nichts nach der Vorstellung, und kein Theil des innern menschlichen Lebens, was doch eigentlich das Wichtigste und Letzte in allem poetischen Streben ist, ist auf eine neue, und nur durch Poesie erreichbare Weise ins Idealische übergegangen. Das Publikum im Ganzen und vorzüglich der Schauspieler begünstigen solche Stücke immer sehr, und da Ihr Sohn hier sich in Rücksicht seiner Kunst fast nur an Schauspieler halten kann, so ist auch er mehr auf diese Seite hingetrieben worden. Drum halte ich hierin für das sicherste Besserungsmittel, daß er, wie er ohnehin bald thut, Wien verläßt, und zu Göthe kommt. Den Aufenthalt in Weimar halte ich darum so vorzüglich gut, weil er Ihren Sohn zu einem ernsten poetischen Streben bringen wird, ohne ihn weniger lebendig für das so unendlich nothwendige theoretische Streben zu machen, und wie Ihr Sohn einmal ist, wird immer nur das Leben recht stark auf ihn wirken. Es ist zum Beispiel unläugbar, daß es ihm gut und sogar nöthig wäre, mehr eigentlich zu studiren, vorzüglich alte und aus-

ländische Poesie. Er ist wirklich nicht müßig, er treibt sogar viel Geschichte; allein immer zu sehr im Zweck seiner nun angenommenen Arbeitsweise, vorzüglich um Stoffe zu neuen Compositionen zu suchen. Es ist aber natürlich, daß nur ein gleichsam uneigennütziges, frei durch das Interesse am Gegenstande geleitetes Studium den wahren innern Gehalt geben kann, den niemand so wenig entbehren kann, als der Dichter, da sonst sein unmittelbares Gefühl ihn in die Gefahr bringt, für Gehalt zu nehmen, was es nicht ist. Ich habe Ihren Sohn wohl hie und da dazu angemahnt, allein so voll guten Willens er ist, wird er nie viel durch eigentlichen Vorsatz wirken, in Weimar wird von selbst durch den bloßen, unendlich gehaltreichen Umgang die Lust sich mehr entwickeln, und dann wird ihm sein hiesiger Aufenthalt immer sehr nützlich gewesen seyn, und ihm gerade dasjenige gegeben haben, was er an einem andern Orte und auf einem andern Wege nicht leicht je hätte erreichen können. — Ich habe Ihnen so ausführlich und offenherzig über Ihren Sohn geschrieben, liebster Freund, weil ich mich ausnehmend für ihn interessire, und weil ich weiß, daß Sie diese Offenheit lieben. Ich bin in mir überzeugt, daß so viel Verdienst auch seine Produktionen schon jetzt haben, er künftig noch etwas viel Ausgezeichneteres leisten wird, und ich freue mich dessen im Voraus mit Ihnen. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und Ihrer Schwägerin auf das freundschaftlichste, und schreiben Sie mir

recht bald einmal wieder. Meine älteste Tochter schließt ein Briefchen an die Ihrige ein, und meine Frau grüßt Sie alle herzlich.

Leben Sie herzlich wohl! Ganz der Ihrige

H.

26.

Frankfurt, den 17. August 1816.

Erlauben Sie mir, theurer Freund, mein Andenken bei Ihnen durch meinen Agamemnon zu erneuern. Es ist sehr lange her, daß wir uns nicht über literarische Gegenstände geschrieben haben, und sehr, sehr oft denke ich mit einer gewissen wehmüthigen Sehnsucht, an diese in dieser Rücksicht glücklichere und schönere Zeit zurück. Ich weiß nicht, ob meine Uebersetzung Sie eben interessiren wird. Ich selbst halte mehr davon Uebersetzungen zu machen, als zu lesen. Aber ich darf mir vielleicht eher schmeicheln, daß die Einleitung einige Ideen enthält, die Ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth sind. Es würde mir überaus erfreulich seyn, wenn Sie mir gelegentlich ein Wort darüber sagen wollten, wie Sie meine Ansichten über Sprache und Rhythmus mit den Ihrigen übereinstimmend, oder davon abweichend finden. Ich habe die Freude gehabt meine Frau recht wohl, und Carolinen wenigstens viel besser hierher zurückkommen

zu sehen, und ich fühle mich überaus glücklich, jetzt mit beiden und Gabrielen, ohne bestimmte Besorgniß naher Trennung, verbunden zu seyn. Sie tragen mir die herzlichsten Grüße an Sie und die Ihrigen auf, bei denen ich Sie bitte, auch mein Andenken zu erneuern. Leben Sie herzlich wohl, theurer Freund. Mit inniger und unwandelbarer Anhänglichkeit und Freundschaft ganz der Ihrige

Humboldt.

Adresse: An
Herrn Staatsrath Körner
Hochwohlgeboren
in
Berlin.

27.

Frankfurt a. M., den 25. August 1817.

Ich habe bei meiner Ankunft vorgestern hier, theurer Freund, einen Brief meiner Frau gefunden, welcher die Inlage enthielt, und kann mir die Freude nicht versagen, ihn mit einigen Zeilen zu begleiten. Sie werden daraus ersehen, daß es mit Carolinen doch nach dem Gebrauch der Bäder etwas besser zu gehen anfieng. Gott gebe, daß es von Dauer sey. Das Leben in Ischia muß himmlisch seyn. Man wohnt in Weinbergen, isolirt, hat die himmlischste Aussicht, und kann mit aller Mühe nicht einmal Zeitungen be-

kommen. Schon um dieser Annehmlichkeit willen wohnte ich selbst in einer schlechten Gegend. Indeß habe ich sie im Herumreisen zu genießen gesucht, und bin wirklich ganz fremd mit allen Händeln der Welt hier angekommen. Vom Mansfeldischen gieng ich über Leipzig und Dresden nach Breslau. Ich kam aber in den beiden ersten Orten so spät an, und verließ sie wieder so früh, daß ich nichts gesehen habe und auch keinen Menschen besuchte. Es ist gerade für mich und in meinen Verhältnissen mir jetzt recht heimlich in Sachsen, und da ich Dresden sehr liebe, ist mir das ernsthaft fatal. Es giebt ein Fragment eines alten griechischen Dichters, das anfängt: Es ist eine Nemesis, die Tochter des großen Zeus; dieß fällt mir oft dabei ein. Auch in Breslau war ich nur kurz; die Italiener pflegen von häßlichen Städten zu sagen, sie möchten nicht gemahlt darin seyn. Gott gebe, daß ich in Breslau immer bloß gemahlt sey, in der lebendigen Wirklichkeit ist es ein unangenehmer Ort. Doch verrathen Sie mich nicht. Die Universität bemerkt man wenig, und es erfreut sich ihrer Niemand recht. Ich sah von Gelehrten nur Schneider, den ich immer sehr liebte, und der sehr glücklich an der Bibliothek ist. Steffens und Raumer waren abwesend und von Manso noch die Kunst zu lieben zu lernen ist im 50. Jahre zu spät. In Carlsbad sah ich nur den Staatskanzler, den ich angegriffen fand, doch ist das nur eine Folge der Cur und wird vergehen. Er muß jetzt auf dem Wege hierher seyn.

Ich werde mich einige Tage hier aufhalten, und dann so den Rhein hinunterreisen, daß ich, gegen des Königs und Staatskanzlers Ankunft dort, in Aachen seyn kann. Man behauptet, das werde um den 12. herum seyn. Erst von da gehe ich nach London. Leben Sie indeß herzlich wohl, theurer Freund, und erhalten Sie mir Ihr freundschaftliches Wohlwollen. Grüßen Sie herzlich Ihre liebe Frau und Schwägerin, wenn die letztere auch manchmal sehr zürnt. Es wird sich ja noch Alles so fügen, daß wir wieder vereinigt sind und ich geschäftsfreier bin, als ich in den letzten Monaten in *)

28.

Sie erinnern Sich vielleicht, mein theuerster Freund, daß ich den Schillerschen Erben schon vor mehreren Jahren die Erlaubniß zugesagt habe, meinen Briefwechsel mit ihrem Vater drucken zu lassen, und daß dieß eine ausdrückliche Klausel in dem Kontrakte mit Cotta geworden ist. Der Sohn in Trier hat mir vor einiger Zeit den Briefwechsel zugeschickt. Ich habe ihn durchgesehen und lasse ihn jetzt so abschreiben, wie ich ihn für den Druck bestimme. Sie würden mir aber einen unendlichen und einen größeren Gefallen erzeigen, als ich es Ihnen ausdrücken kann, wenn Sie

*) Der Rest des Briefes ist abgeschnitten.

mir erlaubten, Ihnen die Briefe, wie die Abschrift vorrückt mitzutheilen, um mir Ihre Bemerkungen zu sagen, wo Sie vielleicht noch Etwas dem Drucke zu entziehen fänden. Das Beste wäre, daß Sie ein besonderes Blatt nehmen, und mit Bemerkung des Datums des Briefes die auszumerzende Stelle mit ihren Anfangs- und Schlußworten bezeichneten. Zugleich bitte ich Sie, die Schreibfehler, deren es gewiß noch in der Abschrift giebt, gleich selbst in dieser zu verbessern. Es kommen auch Stellen über Sie in den Briefen vor, über deren Beibehaltung ich nothwendig Ihren Willen kennen muß.

Mein Grundsatz ist gewesen durchaus zu streichen:

1) Alles was Personen, besonders noch lebenden anstößig seyn könnte. Bei schon Verstorbenen, habe ich mehr darauf gesehen, ob noch Familie da ist, die es verletzen könnte.
2) Alles dasjenige, was durchaus für das Publikum kein Interesse haben kann, wie z. B. die Unterhandlungen und Plackereien mit dem Verleger des Musenalmanachs im Jahre 1795. Von den häuslichen Angelegenheiten, Krankheiten der Kinder, Einrichten des Unterrichts u. s. f., habe ich zwar auch Manches, jedoch nicht Alles gestrichen, da man sonst einem Briefwechsel alle Individualität benimmt.

Nun war freylich ein anderer Grund zum Streichen übrig, nemlich der, wenn ein Brief allgemeinen Raisonnements kein Interesse hat, wenn er halb wahre

oder gar schiefe Ansichten enthält. Aus diesem Grunde habe ich gar nichts gestrichen, bloß aber deßhalb weil ich sonst, meiner Ueberzeugung nach, hätte so gut als den ganzen Briefwechsel zurückziehen müssen, was ich doch ohne Härte gegen die Schillerschen Erben nicht kann. Wollte ich dasjenige zu Rathe ziehen, was indem es meiner Ueberzeugung entspricht, meinem Rufe und meinem Nahmen hierin vortheilhaft wäre, so ließe ich von allen meinen Briefen nur die beiden aus Rom und von den übrigen noch vielleicht zwey ins Publikum kommen. Aus den angeführten Gründen aber muß ich auch Sie, mein theuerster Freund bitten, bei Ihrem Ausmerzen gegen Briefe und Stellen, wo bloß allgemeine Ideen entwickelt sind, nachsichtsvoller zu seyn. Käme Ihnen doch aber etwas vor, was gar zu langweilig wäre, so bitte ich Sie doch um recht freymüthige Anzeige. Die Briefe sind alle aus einer Zeit, in welcher Schiller in einen philosophischen Weg gerathen war, der zwar in sich einen sicheren und vortreflichen Grund hatte, allein übrigens doch hätte anders geführt werden sollen. Ich bin ihm leider in diesem Weg zu sehr gefolgt und habe dazu beigetragen ihn darin zu bestärken. Sie haben ihm dagegen wie einige Stellen der Briefe bezeugen, warnende Winke gegeben. Da nun der ganze Briefwechsel diese Farbe trägt, so kann es mir unmöglich angenehm seyn, daß er ins Leben zurücktritt. Mein eigener Brief vom 22ten Oktober 1803 zeigt, daß ich dieses damals eingesehen habe, und eine noch stärkere

Palinodie enthält ein Brief von Schiller, den er mir nach Paris auf meine ästhetischen Briefe schrieb. Das einzige Trostreiche, was hierbei zu sagen ist, kann nur das seyn, daß für die Kenntniß von Schillers geistlichem Entwickelungsgange dieser Briefwechsel wichtiger als der Göthische und offenbar sehr merkwürdig ist.

Ich mache heute den Anfang Ihnen eine Anzahl von Briefen zu senden. Es sind bloß solche von mir, und sie folgen nicht genau auf einander. Ich kann aber die Abschrift nicht anders machen lassen, und werde das Arangement meiner Briefe und der Antworten erst nach Vollendung derselben vornehmen. Es ist leicht, da jeder Brief einzeln abgeschrieben ist. Uebrigens aber muß ich bemerken, daß mein Briefwechsel von Schiller oder dessen Erben etwas sorglos behandelt worden ist. Es fehlen nicht nur offenbar Briefe, sondern manche endigen auch mitten im Satz, da das letzte Blatt abgerissen ist. Von den Schillerschen an mich habe ich gar nur wenige gerettet, da die Plünderung von Tegel durch die Franzosen mich um die Meisten gebracht hat.

Ich darf Sie, theuerster Freund, wohl um baldige Rücksendung der Briefe ersuchen.

Wie leid es mir thut Sie und die Ihrigen, denen ich mich auf das innigste empfehle, so gar nicht zu sehen, kann ich Ihnen nicht genug ausdrücken. Die Schuld liegt allerdings in meinem hiesigen Aufenthalte; allein um diesen aufzugeben, müßte ich zugleich Alles das, was mir jetzt mein Leben noch in stiller

Selbstbeschäftigung werth macht, und vor allen Dingen meine innerste Stimmung und Ruhe aufgeben. Indeß wird ja das Frühjahr kommen, wo ich hoffen darf, daß Sie mir die Freude erzeugen, mich mit Ihrem Besuche hier zu erfreuen. Verzeihen Sie die Mühe, die ich Ihnen durch die in diesem Brief enthaltene Bitte verursache, allein kein Mensch war mit Schiller, außer mir selbst, so nahe vertraut, und Ihr Rath ist mir also auch natürlich der wichtigste.

Leben Sie herzlich wohl.

(Mit innigster Freundschaft der Ihrige

Humboldt.)

Tegel, den 12. Februar 1830.

29.

Sie empfangen hier, theuerster Freund, eine abermalige Fortsetzung meiner Briefe an Schiller. Ihre sehr richtige Bemerkung wegen der Klagen der Autoren über Absatz habe ich dankbar benutzt. Ich habe nicht nur die mir angezeigte sondern auch andere ähnliche Stellen gänzlich hinweggelaßen.

Die Briefe haben mich darauf geführt, mich mit der Folge der Schillerschen Werke zu beschäftigen; ich habe aber leider Ihre Lebensbeschreibung nicht, und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir dieselbe bei der Rücksendung dieser Briefe auf einige

Tage mittheilen wollten. Noch wüßte ich sehr gern: In welchem Jahre Schiller angefangen hat, am Don-Carlos zu arbeiten? und ob er, als er die philosophischen Briefe in der Thalia schrieb, schon von Kantischer Philosophie Kenntniß genommen hatte? Ich glaube nicht, denn Kantisches Studium scheint mir erst mit Anmuth und Würde zu beginnen, und von der Kritik der Urtheilskraft und der Sittenlehre ausgegangen zu seyn.

Leben Sie herzlich wohl. Mit der innigsten Freundschaft (der Ihrige

Humboldt.)

Tegel, den 7. März 1830.

30.

Ich fahre, theuerster Freund, in der Sendung meiner Briefe fort, behalte aber, wenn Sie es mir erlauben, Ihre Lebensbeschreibung noch bei mir. Ihre freundliche Aufnahme meiner Briefe thut mir ausnehmend wohl, und bringt mir beinahe eine bessere Idee von denselben bei, als ich ursprünglich hatte. Ihre Lebensbeschreibung hat mich aufs Neue sehr interessirt, sie giebt durch die eingeschalteten Briefe, besonders aber durch einzelne von Ihnen eingeschaltete treffende Bemerkungen einen sehr vollständigen Begriff von dem Lebens- und Ideengange Schillers. Wollten

Sie denn aber nicht wenigstens einzelne Briefe von Schiller an Sie und von Ihnen an ihn der neuen Ausgabe beifügen? so z. B. die beiden Briefe, deren Sie erwähnen, über Schillers Dichterberuf. Sie reden auch in der Lebensbeschreibung von den Briefen zwischen Schiller und Dalberg in Manheim auf eine Weise, als hätten Sie dieselben unter Augen gehabt. Diese wäre es doch ganz unschädlich und sehr interessant herauszugeben, oder sind sie, ohne daß ich es weiß, bereits gedruckt? Wo befindet sich denn das Manuskript?

Tausend Grüße an die Ihrigen. Leben Sie herzlich wohl.

(Mit der innigsten Freundschaft der Ihrige

H.)

Tegel, den 13. März 1830.

An

Herrn Geheimen Ober-Regierungs-Rath Körner

Hochwohlgeboren

in

Berlin.

51.

Sie empfangen heute, theuerster Freund, die vorletzte Sendung der Briefe, meist von Schiller. Sie sind fast alle sehr bedeutend. In einem derselben werden Sie folgende Phrase finden „die Arbeit fängt mir an zu entleiden." Ist Ihnen dieß Wort be-

kannt? Adelung hat es nicht. Vielleicht ist es ein Oberdeutscher Ausdruck. Es kommen mehrere solcher Sprachverschiedenheiten vor, z. B. das Aderlaß. Da die Hand höchst deutlich ist, so habe ich an diese Dinge nicht gerührt. Man muß einen Unterschied zwischen einem Briefe und einem Buche machen.

Ich habe mich unendlich gefreut, Sie alle neulich zu sehen. Der Frühling kommt auf dem Lande mit Macht. Wir sind jetzt bei der Gartenanlage um das Grab. Es ist eine doppelt wehmuthsvolle Beschäftigung gerade in diesen Tagen.

Grüßen Sie herzlich die Ihrigen, und leben Sie innigst wohl.

(Ganz der Ihrige

H.)

Tegel, den 28. März 1830.

32.

Ich schicke Ihnen Freund anliegend die letzte Sendung der Schillerschen Briefe, habe Ihnen aber vorzüglich meinen herzlichen Dank für Ihre gütige Mittheilung vom 30. März abzustatten.

— —*) Indeß haben Ihre Bemerkungen über

*) Hier sind mehrere Zeilen ausgefallen, die im Originale unleserlich gemacht waren.

beides gesiegt, und beide Stellen sind gestrichen. Der Brief vom 2. April ist allerdings von 1805. Die Jahreszahl war nur in Schillers Handschrift etwas undeutlich.

Der Maler Graß, der vielleicht nun todt ist, war ein Liefländer und nicht von Hause aus ein Maler; meine Frau und ich haben ihn in Rom viel gekannt. Ich dächte mich genau zu erinnern, daß er sich früher in Jena und Rudolstadt aufgehalten hätte. Dort hat wahrscheinlich Schiller seine Bekanntschaft gemacht.

Mit den Fragmenten aus den Briefen an Sie machen Sie, theuerster Freund, der neuen Ausgabe ein sehr interessantes Geschenk. Es sind sehr schöne Stellen über die Künstler darin, und die Schilderung des Lebens Schillers mit Herder und Wieland hat einen eigenen Reitz. Ich bin nur auf eine einzige Stelle gestoßen, bei der ich angestanden habe, ob man sie stehen lassen sollte. Es ist folgende über Herder: Seine Unterhaltung ist voll Geist und Stärke und Feuer; aber seine Empfindungen bestehen in Haß oder Liebe.

Die unterstrichenen Worte greifen tief in den Charakter ein, und dieß spricht allerdings gegen die öffentliche Mittheilung. Sie sind aber auch den Mann so wahrhaft bezeichnend, daß man sie ungern weglassen würde. Entscheiden Sie selbst darüber.

In den Briefen vom 12. August 1787 und 19. November desselben Jahres kommen zwey Stellen vor,

die ich nicht verstehe. Die Schuld liegt vielleicht an mir, doch könnte es mehreren Lesern so gehen. Es heißt nehmlich in ersterm Briefe von Voigt:

> er hatte mir eine Visite heim zu geben, wo ich ihn verfehlt hatte, und wollte nur eine Viertelstunde bleiben. Aus dieser wurden aber u. s. f.

Ich kenne erstlich den Ausdruck heim zu geben nicht. Soll es heißen zu erwiedern?

Dann paßt auch das Verfehlen, und dennoch Bleiben nicht mit einander. Im zweyten Briefe heißt es:

> das Wielandische Haus thut mir wohl bis Jena hinaus.

Dieß soll wohl heißen: auch noch wenn ich in Jena bin. Ich habe aber gar nicht geglaubt, daß Schiller im Jahre 1787 schon in Jena gewesen wäre. Für die Anecdote über Kant bin ich Ihnen wahrhaft verbunden. Die Philosophie ist doch immer erhabener als die Poesie. Denn Schiller und Göthe tranken immer Bier und Göthe thut es noch jetzt ohne alle Scham, wenn auch Leute dabei sind.

Der Frühling kommt allerdings sehr schön heran, und ein Besuch von Ihnen und den Ihrigen hier wird mir sein früheres Erscheinen doppelt werth machen. Caroline kommt gleich nach dem Feste hierher, um hier zu bleiben und Sie bringen dann wohl mal einen Tag bei uns zu. Mit den Nachmittagsbesuchen ist nichts zu machen, besonders da Sie doch mit Recht die Abendluft scheuen.

Leben Sie herzlich wohl. Mit innigster Freundschaft

(Humboldt.)

Tegel, den 4. April 1830.

55.

Es war schon seit längerer Zeit meine Absicht etwas über Schiller und zwar gerade in näherer Beziehung auf die Periode, in welcher ich mit ihm gelebt habe zu schreiben. Es kam aber bisher nie zur Ausführung. Auch lag etwas Sonderbares und gleichsam Anmaßendes darin, geradezu eine Schrift darüber in die Welt zu schicken. Die Herausgabe meines Briefwechsels hob dieß letztere Bedenken, da eine Vorrede zu demselben ein bescheidenes Vehikel für meine Ideen abgab, und ich fühlte zugleich, daß, wenn ich diese Gelegenheit versäumte, ich nie dazu kommen würde. Auf diese Weise sind die anliegenden Blätter entstanden, die ich vor allem zuerst, verehrungswürdigster Freund, Ihrer Prüfung unterwerfe. Ich bitte Sie daher um Ihr gütiges Urtheil vorzüglich im Ganzen, dann aber auch im Einzelnen, wo Sie vielleicht zu rektifizirende historische Angaben finden könnten. Ich habe die Arbeit mit großem Vergnügen gemacht, und sie würde mich nicht reuen, selbst wenn Sie besser finden sollten, daß kein öffentlicher Gebrauch davon gemacht würde. Allein leicht ist sie mir nicht

geworden. Es ist immer sehr schwierig vor dem Publikum über einen Mann zu reden, den man, weil er einem so nahe gestanden hat, natürlich noch ganz anders ansieht, als das Publikum es thut. Außerdem waren auch in Rücksicht auf die Mitlebenden und auf die ganze Zeitperiode Rücksichten zu nehmen und Verhältnisse zu schonen. Sie werden sehen, wie mir dieß Alles gelungen ist, oder was ich dabei verfehlt habe. Hauptsächlich wünsche ich nur vollständig ausgesprochen zu haben, welch eine einzig seltene Erscheinung Schiller war. Auch darin lag Schwierigkeit, weil der bloße Ton der Bewunderung nicht wirkt, ja sogar absichtlich herabgestimmt werden muß, um auf anderen Wegen Ueberzeugung zu bewirken. Ich trete den 1ten Junius c. meine Badereise an und möchte diese Schillersche Angelegenheit gänzlich vorher beseitigen. Ich darf Sie daher wohl, theuerster Freund, bitten, derselben Ihre Aufmerksamkeit gleich zu widmen. Mit den herzlichsten Empfehlungen an die Ihrigen und der innigsten Freundschaft

(der Ihrige

Humboldt.)

Tegel, den Mai 1830*).

An

Herrn Geheimen Ober-Regierungs-Rath Körner

Hochwohlgeboren

in

Berlin.

*) Das Datum ist im Original unausgefüllt geblieben.

54.

Ich habe mit großem Bedauern, theuerster Freund, aus Ihrem gütigen Schreiben vom 18ten das Unwohlsein Ihrer lieben Frau ersehen. Ich bitte Sie, ihr zu sagen, welchen herzlichen Antheil ich daran nehme, und wie sehr ich wünsche, daß sie gänzlich hergestellt sein möge.

Ich danke Ihnen auf das lebhafteste für Ihr gütiges Urtheil über meine Vorerinnerung. Ihre sehr treffenden Bemerkungen über die Stelle von der Wechselwirkung habe ich benutzt. Zwar trafen dieselben nicht gerade dasjenige, was ich hatte ausdrücken wollen, allein mein Ausdruck war schief und verleitete zum Mißverstehen. Ich habe ihn also geändert und zugleich was Sie sehr scharfsinnig bei dieser Gelegenheit über Schiller sagen, an einer anderen Stelle angebracht. Die zweite Stelle über den Imperativ habe ich aber stehen lassen. „Schiller lobt ausdrücklich die Reinheit des Kantischen Sittengesetzes im Gegensatz der Glückseeligkeitslehre, sein Tadel trifft nur das Befehlende, und beides habe ich in jener Stelle angedeutet, da ich ja ausdrücklich sage: daß er in Anmuth und Würde als Kants Gegner auftritt.

Mehrere andere Stellen habe ich auf Erinnerung meines Bruders abgeändert, und überhaupt im Styl

noch vieles anders gestellt. Es waren zu viele verschlungene Perioden übrig geblieben, welche der Deutlichkeit und dem Wohlklange schadeten.

Ich habe mich sehr gefreut, zu sehen, daß Sie noch mehr Briefe von Schiller zum Abdruck bestimmen. Daß Sie aber mit den Ihrigen zurückhalten, ist nicht recht. Denn ich dächte gehört zu haben, daß Ihre Briefe wieder in Ihren Händen sind.

Ich schicke Ihnen hier mit meinem herzlichen Danke Ihre Lebensbeschreibung Schillers zurück. Sie würden mich aber sehr verbinden, wenn Sie mir aus Göthes Werken für meine Reise die Theile leihen könnten, welche seine erste italienische Reise in den Jahren 1786 und 1787 enthalten. Ich muß diese Theile verliehen und nicht wieder erhalten haben.

Leben Sie herzlich wohl! mit der hochachtungsvollsten und innigsten Freundschaft

(der Ihrige

Humboldt.)

Tegel, den 23. Mai 1830.

An

Herrn Geheimen Ober-Regierungs-Rath Körner

Hochwohlgeboren

in

Berlin.

55.

Ich schrieb Ihnen, theuerster Freund, neulich so im Augenblick, wo ich wieder hierher zurück mußte, und bitte Sie nochmals dieser Eilfertigkeit wegen um Verzeihung. Destomehr danke ich Ihnen für Ihr gütiges Schreiben und die erwünschten Nachrichten, die Sie mir von den lieben Ihrigen geben, denen ich mich herzlichst empfehle. Wollen Sie uns aber in diesen warmen Tagen nicht einmal einen Tag d. h. so daß Sie den Mittag hier zubringen, hier schenken? Montag bin ich in der Stadt, sonst sehe ich kein Hinderniß vor mir. Morgen Abend kommen auch Hedemanns zurück. In Absicht Göthes kann ich nicht Ihrer Meinung beitreten; es hat mir wirklich immer geschienen, als hinge seine Kunst und Naturansicht unmittelbar mit seiner poetischen zusammen. Ich behaupte darum nicht gerade, wenn ich ganz offen reden soll, daß die Natur- und Kunstansicht die poetische sehr befördert, allein ich behaupte fest, daß seine poetische Ansicht ihn nöthigt, ja wenn Sie es so nennen wollen, verdammt in die Kunst und Natureinsicht so einzugehen. Daher kommt es nun auch eigentlich wenig darauf an, wie man über die beiden letzteren urtheilt. Die poetische Anlage schießt in jedem großen Geiste über das bloß Poetische über, ging bei Schiller auf philosophisch ästhetische Ideen, und geht bei Göthe auf seine eigenthümliche Objectanschauung. Der Zeitverlust ist bei einem Dichter

anders zu berechnen. Göthe hätte, wenn er auch nie seine Optik geschrieben, oder nie gezeichnet hätte, keinen guten Vers mehr gemacht. Sich mit Sprache irgend theoretisch zu beschäftigen fehlt ihm durchaus alle Anlage. Darüber ist sogar ein merkwürdiges Selbstbekenntniß gegen das Ende des fünften Theiles des Briefwechsels. Sie sagen ganz richtig, liebster Freund, daß meine Aufgabe nicht leicht war. Man muß offenherzig gestehen, daß die ganzen drei Theile Italienischer Reisen von sehr ungleichem Werth und Interesse, und bei weitem nicht so Göthe's würdig sind, als andere Stücke, in welchen er über sich spricht. Auf der andern Seite zeichnet sich aber er selbst, sein Geist und sein Gemüth, darin auf eine wunderbar große und liebenswürdige Weise. Man wäre offenbar ungerecht gewesen, wenn man dieß nicht hätte vor jenem vorwalten lassen, doch aber mußte man auch den Leser überzeugen, daß dieß in der That in dem Buche liege und dieß machte die Darstellung, die Auswahl und besonders die Art der Einführung der zu citirenden Stellen schwierig. Sie werden mich fragen, warum ich mich dieser Schwierigkeit ausgesetzt habe. Ich habe aber jetzt einmal einen unwiderstehlichen Trieb, in der Vergangenheit und in jener Zeit, wo ich in glücklicher Häuslichkeit mit Schiller und Göthe zusammen war, zu leben. Es erschien mir wie eine Schuld, die ich, nicht jenen beiden, die dessen sehr wohl entbehren können, sondern der Zeit, den Erinnerungen und mir selbst abtragen mußte. Jetzt ist

das geschehen, und ich werde lange nicht, oder wohl nie mehr etwas diesen beiden Aufsätzen Aehnliches schreiben. — Das Wort Hymnus hat mich in Ihrem Briefe erschreckt, und mein erster Gedanke war, die Stellen zu modifiziren, die es veranlaßt haben konnten. Ich fürchte aber dann wieder dem Aufsatz von der Wärme zu nehmen, welche ihm doch auch Noth thut. — Daß Sie mir die Stellen bezeichnet hätten, deren Verständniß Anstrengung fordert, hätte ich unendlich gewünscht. So etwas liegt immer in fehlerhaftem Denken oder Schreiben. Vielleicht haben Sie es aber in dem Aufsatze selbst gethan. Ich bin ihn noch nicht wieder durchgegangen.

Leben Sie innigst wohl.

(Humboldt.)

Tegel, den 12. August 1830.

An
Herrn Geheimen Ober-Regierungs-Rath Körner
Hochwohlgeboren
in
Berlin.

36.

Meinen herzlichsten Dank, theuerster Freund, für Ihre gütigen Aeußerungen. Briefe, die Sie nicht gelesen hätten, sind gewiß nicht zu dem Briefwechsel

hinzugekommen, und auch nur aus Versehn könnte ich eine vorher gestrichen gewesene Stelle ohne Sie zu fragen, wieder aufgenommen haben. Mit der von Ihnen angeführten ist es gewiß nicht der Fall, da Sie ausdrücklich darin genannt sind. Ich glaube mich auch dieser Stelle zu erinnern. Sie scheint mir aber auch nicht so gefährlich, da wir ja nur haben gefragt werden sollen nicht aber gefragt worden sind. Wollten Sie mir aber die Seitenzahl angeben, vielleicht auch andere Stellen, die Ihnen auffallend waren, hinzufügen, so will ich gern in der Handschrift nachsehen. Bei Cotta kann nichts vorgefallen sein. Er hat bloß meine redigirte Handschrift bekommen, und die Original-Briefe sind bis vor kurzem in meinen Händen gewesen. Jetzt hat Ernst Schiller in Trier die Briefe seines Vaters in Abschrift, die Meinigen im Original, und ich ebenso beide umgekehrt.

Wegen Göthe schwebe ich noch in der ängstlichsten Besorgniß. Wenn er sich dieses mal wieder der Gefahr entreißt, so kann man dem Schicksal dafür, wie für ein Wunder, danken

Es schmerzt mich ungemein, Sie verehrtester Freund und die Ihrigen, denen ich mich herzlich empfehle, so gar nicht zu sehen. Aber ich habe hier viele Arbeit auf dem Halse, und wenn ich in der Stadt bin, gehöre ich kaum auf Stunden mir an. Den einzigen Abend aber, den ich etwa die Woche da zuzubringen pflege, lassen mich meine Kinder nicht gerne fort.

Mit der herzlichsten und Hochachtungsvollsten Freundschaft.

(Der Ihrige
Humboldt.)

Tegel, den 1. December 1830.

Adresse: An den Königlichen Geheimen Ober-Regierungs-Rath Herrn Körner
Hochwohlgeboren
in
Berlin.

Anhang.

37.

Körner an Frau v. Humboldt.

Mit vollem Vertrauen erwartete ich von Ew. Excellenz Herrn Gemahl die kräftigste Unterstützung, als ich außerhalb Dresden nur hoffen durfte dem Preußischen Staate dienen zu können. Ihm ohne Zweifel verdanke ich größtentheils, daß mein Wunsch im höchsten Grade erfüllt worden ist, und von Ihrer gütigen Theilnehmung überzeugt eile ich Ihnen zu melden, daß nach einem sehr verbindlichen Briefe des Herrn Staats Canzlers die Stelle eines Staatsraths bey dem Ministerium des Innern mir bestimmt ist. Wie ich von andern höre, werde ich im Departement des Cultus und des öffentlichen Unterrichts zu arbeiten haben, was meiner Neigung vollkommen angemessen ist. Durch den Aufenthalt in Berlin ist zugleich für die Annehmlichkeiten des Lebens gesorgt. Dresden mit Berlin zu vertauschen wird mir gar nicht schwer. Auch ein Paradies kann verleidet werden, wenn das Ungeziefer in ihm überhand nimmt. Und dieß wird künftig immer mehr der Fall seyn. Schon jetzt habe

ich mich oft vergebens unter den hiesigen Umgebungen nach einer Seele umgesehen, mit der ich gern über Gegenstände sprechen möchte, die mich vorzüglich interessiren. In Berlin weiß ich schon jetzt mehrere, bey denen mir das Herz aufgeht.

Meine Frau und Emma sind sehr für Berlin, und selbst meine Schwägerin, die es noch nicht kennt, scheint doch nicht zu fest an Dresden zu hängen. Schön wäre es freylich, wenn wir auch Ihr Haus dort fänden. Und gesetzt, daß wir uns jetzt dieß versagen müßten, so kann ich doch für die Zukunft diese Hoffnung nicht aufgeben.

Meine Tochter hat die Masern, doch ohne bedenkliche Zufälle und heute ist schon wenigstens der 8te wo nicht der 9te Tag der Krankheit. Dieß hindert meine Frau, die sich nebst Schwester und Tochter Ihrem Wohlwollen empfiehlt, Ihnen heut selbst zu schreiben. Die hiesige Masern-Epidemie ist nicht bösartig, und ich halte es für ein Glück, daß meine Tochter hoffentlich ganz wiederhergestellt seyn wird, wenn ich meinen Aufenthalt verändere.

Ob, und wie lange ich noch hier bey dem General-Gouvernement bleiben werde, erwarte ich Befehle von Wien.

In Ihrem Hause geht es jetzt hoffentlich besser, als zur Zeit Ihres letzten Briefes. Unsere besten Wünsche sind bey Ihnen.

Körner.

Dresden, am 9. März 1815.

38.

Körner an Frau v. Humboldt.

Empfangen Sie meinen und der Meinigen ehrerbietigsten Dank für Ihre herzlichen Aeußerungen. Wohl uns, daß wir bald in Ihre Nähe kommen! Auf die sanfte Hand, mit der Sie unsre Wunden berühren werden, habe ich sehr gerechnet. Möchten Sie nur noch lange in Berlin bleiben!

Die Meinigen sind nicht krank, aber sie waren sehr entkräftet und erholen sich langsam. Sehr wohlthätig ist die freye Luft, an die ich sie oft zu bringen suche. Mich hat Gott wunderbar gestärkt, und meine Gesundheit ist weit weniger angegriffen, als nach dem Tode des Sohns. Damals war ich aber mehr durch die vorhergegangenen Ereignisse mürbe gemacht worden, und mußte die Todesnachricht verbergen, um mein Frau allmählig vorzubereiten.

Die Geschäfte bey der Veränderung des Aufenthalts sind für uns alle wohlthätig. In 14 Tagen spätestens soll alles geendigt seyn.

Ihr gütiges Anerbieten wissen wir zu schätzen, und würden ohne Bedenken mit herzlichem Vertrauen davon Gebrauch machen, wenn nicht unser alter Freund Parthey schon alles übernommen hätte, was jetzt in Berlin für uns zu besorgen ist. Da er uns über dieses eine Wohnung für die ersten Tage einräumen

kann, so werden wir die meisten Geschäfte bey unserer neuen Einrichtung selbst übernehmen.

Die neusten Ereignisse in Frankreich hat meine Emma nicht erfahren, sondern ihre letzten Aussichten in die Zukunft waren heiter. Auch ich bin weit entfernt zu verzagen, aber schwere Kämpfe, große Anstrengungen und feste Ausdauer werden erfodert. Gott wird nicht zerstören lassen, was so rühmlich angefangen worden ist.

Tausend Empfehlungen von den Meinigen.

Körner.

Dresden, am 3. April 1815.

39.

Humboldt an Frau Körner.

Tegel, den 14. May 1831.

Ich vermag Ihnen nicht zu sagen, verehrteste Freundinnen, wie tief und schmerzlich mich die Nachricht der Trauer erschüttert hat, in die Sie so plötzlich und unvorbereitet versetzt worden sind. Ich weiß aus eigner zweijähriger Erfahrung, und habe immer aus meinem innersten Gefühle gewußt, daß solche Verluste keine Trostgründe zulassen. Ununterbrochenes Fortleben in dem theuren Angedenken ist das Einzige, was, indem es die Wehmuth vermehrt, dem Herzen Ruhe und Friede gewährt. Möge Ihnen bald die

St[immung] werden, dieß recht lebhaft zu empfinden Der Dahingegangene hat ein in jeder Art schönes und edles Leben beschlossen; es war auch ein sehr glückliches, am meisten durch das Zusammenleben mit Ihnen, das Sie Beide ungestört und ununterbrochen genossen, durch den Ruhm Ihres Sohnes, der der Bitterkeit des Schmerzes um ihn etwas Höheres beimischte, dann aber auch durch seine Freundschaft mit Schiller, durch seinen thätigen und lebendigen Antheil an dem Geistes-Großen und Schönen, das seine Zeit hervorbrachte. So wird sein Andenken fortleben und so muß es auch Ihnen heitrer und lichtvoller vor der Seele stehen, wenn Sie Sich ihn mit den vor ihm dahingegangenen Seinigen vereint denken. In mir wird es nie erlöschen, ich fühle mit unbeschreiblicher Wehmuth, daß wieder einer der Wenigen dahin ist, die noch aus der unvergeßlichsten Zeit meines Lebens übrig waren, mit denen mich die regste Uebereinstimmung in Meinungen und Gesinnungen verband und die mir immer die freundschaftlichste und liebevollste Theilnahme schenkten. Es ist mir sehr leid selbst durch eine Unpäßlichkeit verhindert zu seyn, in die Stadt zu Ihnen zu kommen und Sie bitten zu müssen, diese wenigen herzlichen Zeilen anzunehmen. Meine Töchter theilen meinen Schmerz und umarmen Sie beide in Gedanken. Mit der innigsten Hochachtung und Freundschaft der Ihrige

Humboldt.

40.

Berlin, den 29. September 1831.

Ihro Excellenz!

Da ich jetzt mich mit dem so quälendem Geschäfft beschäfftige, meines Verklärten Freundes Papiere zu untersuchen, so find ich die Briefe, die von Ihrer edlen Hand geschrieben eine lange Reihe von Jahren meinen Freund beglückt haben. Ich gebe sie, der Quelle zurück, woraus sie so geistvoll und schön hervorgiengen. Ich glaube, wenn ich es recht bedachte, durch die Zurückgabe, den Willen des Verewigten errathen zu haben.

Die jugendliche frische Krafft Ihres geistigen Lebens — wird ergözend auf Sie wirken, und hinter dem dunklen Flor*) der Gegenwart — die Vergangenheit mit allen ihren Reizen sehen laßen.

Schmerzvoll vergehen meine Tage, weil ich mich nicht an das Unabänderliche gewöhnen kann, meine Nächte sind schlafloß.

Gott seegne Sie für alle treu bewießne Liebe! Gott stärke Ihre Gesundheit. Mit der innigsten Dankbarkeit und Verehrung Ihre

Ergebene

Maria Körner.

*) „Bezieht sich auf Frau v. Humboldts Tod." (Randbemerkung von der Frau v. Bülow).

Anmerkungen.

Zum Briefe 1.

S. 1. Humboldt rühmte auch andern gegenüber das Körnersche Haus. An Wolf schreibt er aus Dresden selbst im September 1793: „Sie klagten über die Gesellschaft hier und mit Recht. Aber Sie haben Ein Haus nicht gesehen, das mir wenigstens das angenehmste ist. Dieß ist der Appellations-Rath Körner. Er ist ein überaus geistvoller Mann und von vielerlei Kenntnissen, außer der Jurisprudenz. Auch Graeca treibt er hie und da. Und seine Frau und Schwägerin sind unterhaltend." Auch Schiller meldet am 18. Mai 1794 an Körner: „Humboldt spricht mit wahrer Begeisterung von Deiner Bekanntschaft und mir geht immer das Herz auf, wenn er von Dir spricht." Ebenso drückt Körner wiederholentlich Schiller gegenüber aus, wie wohl ihm Humboldt gefallen habe. Vergl. Brfw. Schiller-Körner III. 139, 172, 393, IV. 42, 45, 286.

S. 2. Auch an Wolf schreibt Humboldt in einem undatirten Brief in einer Nachschrift, daß er die kritischen Schriften Kants noch einmal durchstudirt habe. Der Brief an Wolf (Humboldts Werke V, p. 81) gehört übrigens in den Dezember 1793 hinter den Brief vom 28. November 1793.

S. 5. Ueber den Deklamator Schocher schreibt später Körner an seinen Sohn in einer ungedruckten Stelle eines nur theilweise veröffentlichen Briefes vom 16. November 1810: „Ich lese, daß Schochers Theorie des Deklamirens aus seinem Nachlasse erscheinen soll. Ein Student Flemming in Leipzig nimmt Pränumeration an. Bestelle doch ein

Exemplar für mich. Schocher hatte in Ansehung der Skala und der logischen Deutlichkeit viel Gutes." Die Berliner Königl. Bibliothek bewahrt von Chrstn. Gotthld. Schocher eine Schrift: „Soll die Rede auf immer ein dunkler Gesang bleiben? Leipzig 1791."

Zum Briefe 3.

S. 11. Es scheint darnach als hätten auch Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit Humboldt wenig genügt.

Zum Briefe 4.

S. 13. Die Zusammenkunft Humboldts mit Wolf fiel in die Tage vor dem 30. December 1793.

S. 14. Ueber die Kürze und Knappheit Körners in seinen Briefen klagt Humboldt auch im Briefe an Caroline von Wolzogen vom 10. April 1830. Vergl. Literar. Nachlaß II, p. 56 und im Briefe an Schiller vom 4. August 1795.

S. 14. Auch im Briefe vom 25. Nov. 1793 an Schiller sucht Körner zum Objectiven des Schönen und Erhabenen zu gelangen.

S. 19. Humboldt kam erst am 25. Februar in Jena an. Vergl. Humboldt an Wolf den 8. März 1794. Der in Humboldts Werken Bd. V vorhergehende Brief an Wolf (Nummer 22) ist offenbar falsch datirt. Statt des 30. Jan. wird der 30. Juni zu lesen sein.

Zum Briefe 5.

S. 25. Den Inhalt dieses Briefes zumal die Ausführungen über den Unterschied des Charakteristischen und Schönen rühmt Körner im Briefe an Schiller vom 25. Mai 1794.

Zum Brief 6.

S. 36. Humboldts Recension des Jacobischen Woldemar erschien in der Jenaischen Literatur-Zeitung 1794 Nr. 315—

317. Sie ist wiederabgedruckt in Humboldts Werken Bd. I, p. 185—214.

Zum Briefe 7.

S. 38. Humboldt hörte im Wintersemester 1794/95 die Vormittage von 9 Uhr ab Anatomie bei Loder.

S. 38. Humboldt war anfangs ein eifriger Mitarbeiter der Horen. Im zweiten Heft 1795 erschien seine Abhandlung über den Geschlechtsunterschied, im dritten und vierten Heft die Abhandlung über männliche und weibliche Form. Später erschien von ihm in den Horen nur noch in dem zweiten Heft 1797 Pindars neunte pythische Ode in deutscher Uebersetzung. Der hier erwähnte Aufsatz Körners ist der über Charakterdarstellung in der Musik, der im fünften Heft 1795 erschien und später in Körners „Aesthetischen Ansichten" 1808 wiederabgedruckt ist. Zu diesem Aufsatz schrieb Schiller Anmerkungen. Vergl. Hist. krit. Ausg. v. Schillers Werken XV 1, 378 und X 385.

S. 41. Der erwähnte Brief Körners an Schiller ist der vom 16. Januar 1795.

S. 41. Kants Urtheil über Humboldts Aufsatz steht im Briefe an Schiller vom 30. März 1795 und lautet: „Die im zweiten Monatsstück enthaltene Abhandlung über den Geschlechtsunterschied in der organischen Natur, kann ich mir, so ein guter Kopf mir auch der Verfasser zu sein scheint, doch nicht enträthseln." Ein Urtheil Erhardts über Humboldt kenne ich nicht; doch urtheilte er überhaupt ungünstig über die Horen. Vergl. Gödeke, Schillers Geschäftsbriefe, 103.

Zum Briefe 8.

S. 42. Inzwischen hatte Humboldt Jena am 1. Juli verlassen. Vergl. Brief an Wolf vom 26. Juni 1795.

S. 46. Schiller hatte wohl Gros empfohlen. Vergl. Gödeke, Geschäftsbriefe, 101.

Zum Briefe 9.

S. 47. Humboldt leitete den Druck des ersten Schillerschen Musenalmanachs für das Jahr 1796 in Berlin.

Zum Briefe 10.

S. 53. Körners Aufenthalt in Jena währte vom 27. April bis zum 17. Mai.

S. 53. Humboldt gieng nicht nach Karlsbad, also auch nicht nach Dresden. Sein Absageschreiben an Körner hat mir nicht vorgelegen. Vergl. Körner an Schiller den 13. Juni 1796. Am 4. August reisten Humboldts nach Rügen, kehrten am 7. September nach Berlin zurück, in den letzten Tagen des Oktobers reisten sie wieder nach Jena. Am 19. November starb seine Mutter.

Zum Briefe 11.

S. 57. Das Göthische Gedicht ist Hermann und Dorothea.

S. 57. Die interessante Existenz zwischen Göthe und Schiller währte bei Göthes Besuch in Jena vom 26. Februar bis zum 28. März. Vergl. Humboldts Sonnett Werke II, 364:

Morgen des Glückes.

Im kleinen Raum von Erfurts reichen Auen,
Bis wo aus Schwarzburgs engem Fichtenthale,
Sich lieblich windend, rauschend strömt die Saale,
Vermocht' ich wohl mein keimend Glück zu schauen.

Ich sah den Morgen dort des Lebens grauen,
Wenn Morgen heißet, wann zum erstenmale
Hernieder aus der Liebe goldner Schaale
Dem Geist des tiefen Sinnes Perlen thauen.

Denn die der Kranz des Dichterpreises schmückte,
Die beiden strahlverwandten Zwillingssterne,
Die spät noch glänzen in der Zukunft Ferne;

In Freundesnähe mir das Schicksal rückte,
Da Bande, von der Liebe süß gewoben,
Empor mich, wie auf lichter Wolke hoben.

S. 63. Ueber diese Uebersetzung des Agamemnon vergl. die Urtheile Wolfs, Schillers, F. Schlegels und Göthes in Humboldts Brief an Wolf vom 31. März 1797.

S. 64. Auf diesen literarischen Plan Humboldts läßt ihm Körner im Briefe an Schiller vom 14. März sagen: „Humboldts Brief habe ich erhalten. Sage ihm, daß ich seinen Auftrag besorgen und ihm nächstens antworten werde. Es freut mich, daß er für seine litterarische Thätigkeit ein bestimmtes Ziel gefunden hat. Etwas Mittelmäßiges wird er gewiß nicht leisten." Ueber den Gedanken zu dieser Arbeit hatte Humboldt an Schiller schon am 2. Februar 1796 geschrieben.

S. 65. Am 24. April hatte Humboldt Jena verlassen, hielt sich zunächst noch mehrere Tage in Weimar auf, gieng dann vermuthlich nach kurzem Aufenthalt in Halle nach Berlin und reiste von dort, wie es scheint, Anfang Juni nach Dresden und blieb dort bis in die letzten Tage des Juli. Am 6. August traf er in Wien ein und blieb dort bis zum 1. Oktober.

Zum Briefe 12.

S. 67. Der Name des Ballets ist mir trotz mancher Bemühungen fremd geblieben; ich bin nicht gewiß, ob ich ihn richtig entziffert habe.

S. 69. Carl Theodor Körner wurde mit dem ersten Namen im Elternhause gerufen und wählte sich selbst erst später als Schriftsteller den zweiten Vornamen.

Zum Briefe 13.

S. 71. Ich las in der Handschrift „Hanften", diesen Namen finde ich sonst in Charlotte v. Schiller II, 191; ebenda S. 172, 174, 177 steht „Haesten". Dagegen lautet

der Name in der Bruhnsschen Biographie A. v. Humboldts, im Göthe-Humboldtschen Briefwechsel S. 42, bei Schlesier I, 448, sowie im Schiller-Körnerschen Briefwechsel IV, 64 (vergleiche das Register bei Gödeke): „von Haften". Uebrigens gieng Alexander zunächst nicht nach Zürich, sondern verweilte längere Zeit in Salzburg.

Zum Briefe 14.

S. 77. Der Oedip zu Colonos war auch in Berlin schon am 17. Oktober 1796 nach Herclots Bearbeitung zur Aufführung gekommen.

S. 86. Humboldt denkt offenbar besonders an das Venetianische Epigramm:

Vieles hab ich versucht, gezeichnet in Kupfer gestochen,
Oel gemalt, in Thon hab ich auch manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet;
Nur ein einzig Talent bracht ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

S. 88. Das Ballet Telemach auf Calypsos Insel von Gardel gelangte noch am 28. März 1816 in Berlin zur Aufführung.

S. 90. Ueber Mlle. Clotilde schreibt Frau v. Humboldt an Charlotte v. Schiller am 16. Februar 1798: „Die große Oper ist für mich hier mit das anziehendste Schauspiel, nicht durch die Musik, denn selten hört man etwas Gutes; aber durch den reizenden Tanz und durch die einzige Schönheit des Costüms. Die göttlichste Gestalt ist Mademoiselle Clotilde; sie ist so schön gebaut, daß man sie mit Nichts als den Meisterwerken, die uns die Kunst aufbewahrt hat, vergleichen kann. Sie ist groß, und dadurch haben alle ihre Bewegungen etwas Hohes und Edles. Wenn sie unter dem Kreis der Andern sich zeigt, erscheint sie wie Diana unter den Nymphen. Ich würde nicht aufhören von ihr zu schreiben,

wenn ich mich gehen ließe. Diese Clotilde ist allein werth, daß man nach Paris kommt."

S. 91. Körner hatte vom Herbst 1779 bis zum Spätherbst 1780 eine große Reise durch Holland, England, Frankreich, die Schweiz gemacht. Bruchstücke eines Tagebuchs werden im Dresdner Körnermuseum aufbewahrt. Gerade über den Aufenthalt in Frankreich fehlen die Berichte, doch muß derselbe in die Monate Juli und August 1780 gefallen sein.

Zum Briefe 15.

S. 97. Kants neueste Schrift war: „Der Streit der Fakultäten in drei Abschnitten", deren dritter Abschnitt auch schon als eigene Abhandlung im Jahre 1797 in Hufelands Journal für die praktische Heilkunde unter dem Titel erschienen war: „Ueber die Macht des Gemüths durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden".

S. 101. Die erwähnte Schrift W. v. Humboldts sind die Aesthetischen Versuche über Göthes Hermann und Dorothea. Das Buch muthete Körner nicht an. Er schrieb an Schiller am 20. Februar 1799, er habe die Schrift zu lesen angefangen, aber die ersten Kapitel hätten ihm Angst gemacht, und er habe jetzt weder Zeit noch Lust in diese schauerliche Tiefe hinabzusteigen. Der Stil sei besser als in Humboldts früheren Arbeiten, die Vorrede besonders sei gut geschrieben. Auch ahne man in seinen Sätzen Gehalt, er aber sei jetzt zu alt, um sich an solchen Ahnungen zu begnügen. Wie bedeutsam trotz der nicht glücklichen Form dieß Humboldtsche Buch ist, ist bekannt. Hettner schreibt in seinen Geschichtlichen Vorerinnerungen zur dritten Auflage des Humboldtschen Buches: „Der Kern ist bleibend und unversehrt. Es ist ein Buch voll der tiefsten künstlerischen Einsicht und Feinfühligkeit; durchhaucht und getragen von jener reinen, freien, tief menschlichen Seelenschönheit, die das klassische Zeitalter unserer Philosophie und Dichtung so unwiederbringlich auszeichnet."

Zum Briefe 16.

S. 106. Humboldts Rückreise verzögerte sich. Erst am 2. August 1801 traf er in Erfurt ein. Bei einem Besuche in Weimar verfehlte er Göthe, der in Pyrmont war, und Schiller reiste drei Tage nach Humboldts Ankunft am 6. August nach Dresden ab. Vergl. Schiller an Körner IV, 225 und 229 Humboldt an Göthe 11. November 1801.

Zum Briefe 17.

S. 110. Göthe lud Schiller am 2. December 1800 auf Gentz ein. Urtheile Schillers über Gentz sind mir nicht bekannt. Ein Brief von Gentz an Schiller ist bei Urlichs Briefe an Schiller S. 539 abgedruckt. Körner fand kein Gefallen an Gentz. Vergl. an Schiller 28. Juli 1802.

Zum Briefe 18.

S. 111. Ich bezweifle, daß in der langen Zwischenzeit vom Datum des vorigen Briefes bis zum Datum dieses, mehr als ein Brief Humboldts verloren ist. Es scheint wenigstens, daß seit Humboldts Uebersiedelung nach Rom allmählich sein Briefwechsel mit Schiller, Göthe und Körner ins Stocken gerathen sei und seit Schillers Tode bis zum Jahre 1808 fast versiegt sei. In den Jahren 1803 und 1804 sind die Mittheilungen Humboldts und seiner Frau an Göthe noch ziemlich häufig. Aber seit Humboldts Brief unmittelbar nach der Kunde von Schillers Tode stockt auch dieser Verkehr. Mit Schiller waren die Briefe schon seltener gewechselt. Er schrieb nach dem 12. September 1803, erst wieder am 2. April 1805 an Humboldt einen Brief, den dieser erst nach Schillers Tod erhalten hat. Körner erwähnt seit jenem Briefe, den ihm Gentz im Juli 1802 überbrachte, an Schiller keines Briefes Humboldts mehr. Innerlich aber ist dieses Freundschaftsverhältniß nie erkaltet und konnte nie erkalten. Denn bezeichnend für das Verhältniß aller dieser Freunde untereinander sind Schillers Worte in seinem letzten Schreiben an

Humboldt: „Ist es gleich eine unendlich lange Zeit, daß ich Ihnen nicht eine Zeile gesagt, so kommt es mir doch vor, als ob unsere Geister immer zusammenhingen, und es macht mir Freude zu denken, daß ich mich auch nach dem längsten Stillstande mit gleichem Vertrauen, wie da, wie wir noch zusammen lebten, an Ihr Herz legen kann. Für unser Einverständniß sind keine Jahre und keine Räume; Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht so sehr zerstreuen und der meinige mich nicht so sehr vereinseitigen und beschränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen sollten. Und am Ende sind wir ja beide Idealisten, und würden uns schämen uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge."

Erst im November 1808 schrieb Humboldt aus Erfurt wieder an seinen Freund Körner und meldete, daß er Anfang April oder Mai wahrscheinlich nach Dresden kommen werde, wie Körner in einem ungedruckten Brief an seinen Sohn vom 28. November 1808 meldet. Er setzt dieser Meldung die Worte hinzu: „Ich freue mich auf ihn."

Zum Briefe 19.

S. 114. Auf seinen Wunsch war Humboldt von der Leitung des Ministeriums befreit und durch Cabinetsordre vom 14. Juni zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister in Wien mit dem Charakter eines Geheimen Staatsministers ernannt worden.

S. 114. Auch die Ankunft dieses Briefes meldet Körner seinem Sohne Theodor in einem ungedruckten Briefe vom 10. August 1810: „Von Humboldt habe ich einen sehr freundschaftlichen Brief erhalten. Er behauptet, die Berliner Universität komme noch zu Stande und im Wesentlichen werde an den früheren Plänen nichts geändert."

S. 115. Es scheint, daß Körner seinen Sohn schon im Oktober 1810 nach Berlin hatte schicken wollen. Er bezog aber zu diesem Termin erst die Universität zu Leipzig, wurde

von dort relegirt, siedelte im Frühjahr 1811 nach Berlin über, erkrankte hier bald, erholte sich in Carlsbad und besuchte von Michaelis 1811 ab die Universität Wien. Vergleiche auch Archiv für Litteraturgesch. v. Schnorr v. Carolsfeld Bd. IV, S. 381—385.

Zum Briefe 21.

S. 118. Dieser Brief ist der einzige in dieser Sammlung, der bereits gedruckt war und zwar in Diezmanns Buch aus Weimars Glanzzeit. Mit gütiger Bewilligung des Verlegers jenes Buches, der zugleich auch Besitzer des Originalbriefes ist, des Herrn Hartung, erfolgt hier der Vollständigkeit halber der Wiederabdruck. Der Originalbrief lag mir nicht vor.

S. 122. Körner hatte seiner Gesammtausgabe der Schillerschen Werke Nachrichten über Schillers Leben hinzugefügt, die um ihrer Zuverlässigkeit willen die Grundlage aller folgenden Biographien Schillers wurden.

Zum Briefe 23.

S. 126. Die Sprachproben erschienen im Königsbergschen Archiv für Philosophie, Theologie, Sprachkunde und Geschichte im 3. Stück 1812. Im Mithridates erschienen aber der Zeitverhältnisse wegen erst im Jahre 1817 im 4. Bande Berichtigungen und Zusätze zu einem Artikel Adelungs, obwohl diese grammatischen Bemerkungen und das Wortregister schon für den 3. Bd. des Mithridates in Aussicht gestellt waren (am Schlusse der „Ankündigung einer Schrift über die Baskische Sprache und Nation nebst Angabe des Gesichtspunktes und Inhalts derselben", welche Humboldt in Schlegels Deutsches Museum Bd. II, S. 502 eingerückt hatte). Alle diese kleineren Abhandlungen fehlen in der Ausgabe der gesammelten Werke W. v. Humboldts, die überhaupt leider mit dem siebenten Bande mehr abge-

brochen als abgeschlossen zu sein scheint. — Uebrigens bestätigt den Empfang des vorliegenden Briefes folgende Stelle aus einem ungedruckten Briefe Körners an den Sohn vom 10. Januar 1812: „Humboldten grüße schönstens und sage ihm, daß ich seinen Brief erhalten habe und nächstens beantworten werde."

Zum Briefe 24.

S. 127. Körners besuchten ihren Sohn in Wien und verweilten dort vom Anfang August bis zum 5. September. Als Körner abgereist war, schrieb Humboldt an Göthe am 7. September von ihm: „Er ist wirklich ein trefflicher und sich immer ganz gleicher Mensch."

S. 130. Auf einen Aufsatz des Herrn v. Steigentesch im 3. Heft des Jahrgangs 1812 von Schlegels Teutschem Museum schrieb Körner in Form eines Briefes an Schlegel eine Erwiderung im 9. Hefte.

Zum Briefe 26.

S. 138. Zwischen dem Empfang des vorigen und dieses Briefs hatte Körner seine beiden Kinder Theodor und Emma verloren. Theodor starb am 26. August 1813, Emma am 15. März 1815. Körner selbst war im März 1815 in das Königl. Preußische Ministerium des Innern als Rath für den öffentlichen Unterricht berufen. (Vergl. zwei Briefe Hardenbergs an Körner in Gödekes Buch „Schillers Geschäftsbriefe" S. 349.) Die Bestallung als „Staatsrath in Unserm Ministerium des Innern und zwar zunächst für die Abtheilung des öffentlichen Unterrichts" datirt vom 3. Mai 1815. Am 22. Mai wurde er vereidigt. 1817 ging er als Geheimer Ober-Regierungs-Rath in das neugebildete Ministerium für Geistliche, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten über.

Zum Briefe 27.

S. 140. Joh. Caspar Fr. Manso, Rector und Bibliothekar zu Breslau, hatte 1794 ein Lehrgedicht in drei Büchern

verfaßt: die Kunst zu lieben. Von Göthe und Schiller in den Xenien verspottet, antwortete er grob und unwürdig in der Gegenschrift: Gegengeschenke an die Sudelköche zu Jena und Weimar. So erklärt sich leicht, daß sich Humboldt nicht zu ihm hingezogen fühlte.

S. 141. Humboldt brach am 13. September 1817 von Frankfurt nach London auf, wo er bis in den November 1818 als Gesandter sich aufhielt. Seit dieser Zeit lebte er meist in Berlin und Tegel in wissenschaftliche Arbeiten vertieft. Es scheint, als wenn hier weder der Briefwechsel, noch auch der persönliche Verkehr zwischen Humboldt und Körner gerade rege gewesen sei. Doch blieb die freundschaftliche Gesinnung auch jetzt lebendig, wie außer durch die folgenden Briefe des Jahres 1830 auch ein Brief Dietericis bezeugt, in welchem dieser unmittelbar nach der Feier des 50jährigen Doctorjubiläums Körners noch einmal den Verlauf des Festes recapitulirt. Der Anfang des interessanten Briefes (Original im Dresdner Körnermuseum) vom 22. Februar 1828 lautet im Wortlaut: „Selten, selten, vielleicht noch nie, theuerster Herr College und Freund, habe ich ein Fest verlebt, das mich so im Innersten ergriffen hätte, als gestern das Ihrige. Die Tiefe und Fülle der Gedanken, die Innigkeit und Herzlichkeit des Gefühls und der Theilnahme in der Anrede des Herrn Ministers von Humboldt Excellenz haben mich ungemein erhoben und gerührt. Sollte es vielleicht sein, daß sie vorher oder nachher aufgeschrieben wurde, so gönnen Sie mir, noch einmal sie zu lesen. Ist dieß aber nicht, so verzeihen Sie diese Bitte dem tiefen Eindruck, welchen jene Worte auf mich gemacht haben."

„Höchst ergreifend, innig verehrter Herr Jubeldoctor, war auch Ihre Antwort. Sie dankten in edler Haltung für bewiesene Theilnahme, — Sie dankten als Theodor Körners Vater. — Es war schön und rührend; — mir kamen die Thränen in die Augen; aber es war recht und trefflich von Herrn von Kamptz Exc. und ich werde es ihm dankbar nie

vergessen, daß er Ihre Anspruchslosigkeit, mit welcher Sie gar keinen Werth auf Ihre eigene Thätigkeit legten, Ihnen tüchtig bezahlte, Ihnen sagte, wie viel Gutes Sie im Amte für Wittwen, Arme und Hülfsbedürftige thun, und Ihnen wünschte, daß Sie zum Heile dieser Bedrängten, was Gott erfüllen wird, das späteste Ziel, das irgend menschlichem Leben vergönnt ist, frisch und gesund erreichen mögen." — —

Zum Briefe 28.

S. 141. Dieser und die folgenden Briefe geben werthvolle Nachrichten über Humboldts Veröffentlichung seines Briefwechsels mit Schiller. Ueber den Contract mit Cotta vergleiche man den von Vollmer trefflich herausgegebenen Briefwechsel Schillers und Cottas S. 576.

S. 143. Man vergleiche, wie sich Göthe zu Eckermann am 14. November 1823 über Schillers philosophische Studien aussprach: „Es ist betrübend, wenn man sieht, wie ein so außerordentlich begabter Mensch sich mit philosophischen Denkweisen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten. Humboldt hat mir Briefe mitgebracht, die Schiller in der unseligen Zeit jener Speculationen an ihn geschrieben u. s. w." — Ich meine, daß auch hier Humboldts Urtheil S. 155 das Richtige trifft, daß ein Ueberschießen der dichterischen Kraft auf andere Gebiete die dichterische Kraft selbst nicht beschränkt.

Zum Briefe 30.

S. 147. Schillers Briefe an den Freiherrn v. Dalberg waren bereits von Fr. v. Maltitz Karlsruhe 1817 herausgegeben.

Zum Briefe 31.

S. 147. Der Ausdruck „fängt an mir zu entleiden" findet sich in Schillers Brief vom 17. December 1795. Der Ausdruck findet sich bei Schiller noch Fiesko I, 3: „Eine

Staatsveränderung soll meinen Gläubigern das Fodern entleiden" und ferner in der Abhandlung: „Was heißt und zu welchem Zwecke studirt man Universalgeschichte" (Gödeke Bd. IX, S. 82): „Dem Rechtsgelehrten entleidet seine Rechtswissenschaft."

S. 148. Das Aderlaß schrieb Schiller im Briefe vom 4. Januar 1796: „von einem Aderlasse, das ich heut vorgenommen." In der Geschichte der französischen Unruhen von der Bartholomäusnacht 1572 bis auf den Tod Carls IX, 1574, braucht Schiller (Gödeke Bd. IX, S. 377) auch den Ausdruck die Aderläße: „nur immer zu mit dieser Aderläße."

Zum Briefe 32.

S. 149. Körner hatte sich entschlossen, noch einen weiteren Auszug aus Schillers Briefen an ihn als Anhang zu seinen Lebensnachrichten über Schiller der neuen Ausgabe der Schillerschen Werke hinzuzufügen. Die Auswahl war getroffen, auch folgende Vorrede von Körner dazu entworfen (die Handschrift ist aus Fr. Försters Nachlaß in den Besitz des Körnermuseums übergegangen):

„Es wird hier ein Nachtrag zu Schillers Briefen geliefert, dessen öffentliche Mittheilung früher bedenklich schien. Was der Freund dem Freund vertraulich sagt oder schreibt, gehört in der Regel nicht für ein gemischtes Publicum. Wenn man aber bey vielen Lesern der Schillerschen Schriften eine persönliche Anhänglichkeit an den Verfasser voraussetzen durfte, so gab dieß Anlaß ihn über die wichtigsten Ereignisse seines Lebens, über die Entstehung einiger seiner vorzüglichsten Werke und über seine geistige Entwickelung im Allgemeinen selbst sprechen zu lassen. In dieser Absicht wurden in die Nachrichten von Schillers Leben, die der Ausgabe seiner Werke vorgedruckt sind, wenige Stellen seiner Briefe eingerückt. Seit dieser Zeit aber sind Urtheile über ihn laut geworden, die seine Freunde verletzt haben. Aus seinen später bekannt

gemachten Briefen und andern Nachrichten haben sich einige Leser ein Bild von ihm gemacht, das einseitig und entstellt ist. Jetzt tritt das Bedürfniß ein, noch einige Fragmente seiner Briefe dem Publicum vorzulegen, aus denen das Eigenthümliche seines Gemüths sich ergiebt, das durch zarte Empfänglichkeit, Strenge gegen sich selbst, Milde gegen Andre und Reinheit von allen persönlichen Rücksichten sich auszeichnete."

Berlin, den 28. May 1830.

Christian Gottfried Körner.

Die Auszüge scheinen von Cotta nicht verwerthet zu sein. Frau v. Wolzogen scheint sie für eine zweite Auflage ihrer Schillerbiographie haben nutzen zu wollen und versucht zu haben Cotta zum Ankauf zu bestimmen. (Wolzogen Liter. Nachlaß II, 355, 356, 360.)

S. 150. Die von Humboldt hier beanstandeten Stellen sind alle in dem Schiller-Körnerschen Briefwechsel abgedruckt und gar nicht misszuverstehen. Der Ausdruck „heimgeben" im Sinne von erwiedern findet sich ähnlich auch Kabale und Liebe I, 5: „seinem Nebenbuhler den Spott auf die schönste Art heimzugeben."

Zum Briefe 34.

S. 153. Vergleiche Körner an Caroline v. Wolzogen Literar. Nachlaß II, 352. „Die Humboldtsche Einleitung zu seinem Briefwechsel hat mich auch sehr gefreut. Die Bemerkungen sind geistvoll, der Styl ist klarer als in manchen andern Humboldtschen Schriften, das Charakteristische von Schiller ist mit großer Tiefe aufgefaßt und eine Freundschaft höherer Art weht durch das Ganze."

Der folgende letzte Brief Körners an die Wolzogen Literar. Nachlaß 352 ist übrigens falsch datirt. Er wird am 24. Januar 1831 geschrieben sein; am 24. Juni war Körner schon seit fast sechs Wochen todt.

Zum Briefe 35.

S. 156. Das Göthesche Selbstbekenntniß ist wohl in dem Briefe an Schiller vom 28. September 1800 zu suchen.

Zum Briefe 38.

S. 165. Die herzlichsten Aeußerungen der Humboldts bezogen sich offenbar auf den am 15. März erfolgten Tod der Emma Körner.

Namensverzeichniß zu den Briefen.

Adelung 148.
Adrich 78.
Arioſt 49.
Bieſter 51.
Buonaparte 93.
Caſantini 67.
Chenier 93.
Cheſch 78.
Clotilde, Mlle. 90.
Cotta 141, 158.
Cramer 96.
Dacheröden v. 19.
Dalberg v., Koadjutor 33.
Dalberg v., Intendant 147.
David 108.
Dohna, Graf v. 114.
Dryden 55.
Egloffſtein, Graf v. 111.
Erhard 41.
Fichte 32.
Gardel 88, 91, 93.
Gentz 108, 110.
Geßler, Graf v. 1, 5, 13, 76, 101, 107, 132.
Göthe 37, 57, 95, 131, 136, 144, 150, 154; er folgt dem Geiſt der Alten 48, 62; als Dramatiker 61; Beruf zum Epiſchen 61, 62, 84; Götz, Egmont ächt moderne Stücke 82; Iphigenie 83; Italieniſche Reiſe 156; Hermann und Dorothea 57; mehr Künſtler überhaupt als Dichter 85; Meiſter im Periodenbau 85; Mangel eines gewiſſen Rhythmus in Göthes Sprache 84; Verhältniß ſeiner Naturanſicht zum Dichterberuf 155; Krankheit 1830 158; trinkt ohne Scham Bier 150.
Graß 149.
Groſſius 117.

Guillard 78.
Hanften (vergl. die Anmerkung) 71.
Hardenberg v., Staatskanzler 140, 163.
Hedemann 155.
Herder 149.
Herzberg, v. 46.
Hufeland (Jurist) 32.
Humboldt v., Alexander 71, 125, 126, 153.
Humboldt v., Caroline 7, 52, 65, 77, 98, 105, 106, 109, 115, 127, 133, 138, 139, 149, 163, 165.
Humboldt v., Wilhelm, studirt Kantische Schriften 2; wählt das Studium der Griechen 11, 45, 50, 53. Aufsatz über männl. und weibl. Form 42; Uebersetzung des Agamemnon 63, 133, 138; Aufsätze in den Horen 64; Plan zu einer Charakteristik des 18. Jahrhunderts 64; Plan einer Schrift über Diderot und den Französischen Nationalgeist 96, 100; über die Vaskische Sprache 125, 130; über die Amerikanischen Sprachen 126; über die Herausgabe des Briefwechsels mit Schiller 141; ästhetische Ausbildung 102; über Schönheit 17, 21; über das Epische, Lyrische, Tragische 56; sein Stil 34, 54; Kritik des Woldemar 36; über Göthe 83, 84, 85, 101, 155; über Schiller 48, 86, 118, 151; über Körner 38, 43, 167; über Theodor Körner 128, 135; Reisen nach Wien 65, 115, nach Paris 70, nach Spanien 104, nach Italien 109, nach London 141, nach Breslau 140; über das Reimen der Kinder 72; über das Ballet 67, 77, 88; über Gemälde 74, 105; über Verwandtschaft aller Künste 81, über das Antike und Moderne 82, Mangel der Französischen Sprache an Erweiterungsfähigkeit 88; Humboldts Kinder 70, 72, 98, 106, 109, 111, 116, 129, 133, 138, 139.
Hume 54.
Jacobi 36.
Ilgen 32.
Johnson 55.
Kant 2, 3, 10, 14, 16, 17, 19, 21, 23, 30, 41, 97, 145, 150, 153.

Körner, Christn. Gottfr., sucht die Schönheit objectiv zu bestimmen 14; Kurze im Ausdruck 14; über die Schönheit 30; über Humboldts Stil 34; über Humboldts Recension des Woldemar 35; Befähigung zur Beurtheilung von Werken des Geistes 36; Strenge gegen Schillers Arbeiten 36; Aufsatz über Charakterdarstellung in der Musik 38, 43; Abfertigung eines Steigenteschischen Aufsatzes 130; Nachrichten über Schillers Leben 146; Charakter 69; Stellung beim Generalgouvernement 164; Uebersiedelung nach Berlin 163, 165; Tod 166.

Körner, Emma 164, 165, 166.

Körner, Maria 107, 164, 165, 166, 168.

Körner, Theodor 69, 115, 117, 123, 128, 132, 135, 136, 165, 167.

Kunze 5.

Lafont 79.

Méhul 93.

Müller, Adam 123, 124, 131.

Nicolovius 114, 115.

Parthey 165.

Pope 55.

Raumer, v. 140.

Reden, v 95.

Röder, v. 117, 129.

Rühle, v. 127.

Sacchini 78.

Sander 115.

Schiller 6, 23, 31, 32, 34, 38, 40, 41, 42, 46, 51, 52, 57, 62, 63, 76, 77, 95, 99, 104, 131, 144, 145, 146, 147, 148, 150, 153, 156, 157; intellectuelle Individualität 47; auf seinem Wege der Gipfel der Dichtkunst 49; Stil 55; als Dramatiker 61; Anlage zur Lyrik 61; Räuber 83; Don Carlos 59; Pracht des Ausdruckes 86; Ablenkung in den philosophischen Weg 143; Charakteristik 118, 152.

Schiller, Ernst v. 141, 158.

Schlegel, Fr. v. 32, 37, 41, 51, 55, 102, 124, 131.

Schlegel, A. W. 123, 124.

Schneider 140.

Schocher 5.

Shakespeare 49.

Steffens 140.

Steigentesch, v. 130.

Stock, Dora 77, 164, 165.

Tieck 108.

Uhden, v. 115.
Vater 125, 130.
Vestris 91, 93.
Vigano, Giulio 67.
Vigano, Tänzerin 68.
Voigt 19, 150.
Weißhaar 103.
Wieland 149, 150.
Wolf, Fr. A. 13, 41, 46.
Woltmann 32.
Wolzogen, Caroline v. 122.
Zeis 111.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Druckfehler:

S. 13, Z. 6 v. unten lies: philologischen.
S. 16, Z. 15 v. oben lies: dabei unthätig.
S. 46, Z. 16 v. oben lies: Tausend.
S. 81, Z. 2 v. unten lies: könnte.